



Das 20. Jahrhundert erzählen

Zeiterfahrung
und Zeiterforschung im
geteilten Deutschland



Herausgegeben
von Franka Maubach
und Christina Morina

Wallstein



Jena Center

Geschichte des 20. Jahrhunderts
20th Century History

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DES 20. JAHRHUNDERTS

Herausgegeben von
Norbert Frei

Band 21

Das 20. Jahrhundert erzählen

Zeiterfahrung und Zeiterforschung im geteilten Deutschland

Herausgegeben von
Franka Maubach und Christina Morina



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Gerda-und-Hermann-Weber-Stiftung Berlin,
der Hermann-Weber-Stiftung Mannheim
sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Bibliografische Information der deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagfoto: Dominik Geil

ISBN (Print) 978-3-8353-1707-9
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2825-9

Inhalt

FRANKA MAUBACH/CHRISTINA MORINA Historiographiegeschichte als Erfahrungs- und Resonanzgeschichte	7
MATTHEW STIBBE Flüchtige Allianzen. Der Erste Weltkrieg als Erwartungshorizont und Explanandum	32
KLAUS LATZEL Geschichten der Novemberrevolution. Historiographie und Sinnbildung im geteilten Deutschland	86
FRANKA MAUBACH »Wie es dazu kommen konnte«. 1933 als Fluchtpunkt deutsch- deutscher Ursachensuche im frühen Kalten Krieg	142
CHRISTINA MORINA Triumph und Demütigung. Der Zweite Weltkrieg in der doppelten deutschen Zeitgeschichtsschreibung	190
ANNETTE LEO Zwei Arten, den Holocaust zu erklären. Dreizehn Fragmente über Hans Mommsen und Kurt Pätzold	246
CHRISTOPH KLESSMANN Geteilte Nation. Über die (Un-)Möglichkeiten deutsch-deutscher Zeithistorikergespräche	284
MARION DETJEN Die »Mauer« als Erfahrung und Sujet. Deutung und Umdeutung zwischen Mauerbau und Mauerfall	328
KRIJN THIJS Geschichte im Umbruch. Lebenserfahrung und Historiker-Begegnungen nach 1989	386

Nachwort und Dank	449
Abkürzungen	455
Bibliographie	458
Personen-, Werk- und Ortsregister	499

Historiographieggeschichte als Erfahrungs- und Resonanzgeschichte

Eine Einleitung

FRANKA MAUBACH/CHRISTINA MORINA

Dem aufmerksamen Betrachter konnte der unscheinbare Band, den der Ostberliner Akademie-Verlag im Sommer 1990 veröffentlichte, wie eine Imitation erscheinen. Er trug in roten Lettern auf beigem Grund den Titel *Der Weg deutscher Eliten in den zweiten Weltkrieg*, und als Herausgeber firmierte Ludwig Nestler, der ehemalige Leiter des Dokumentationszentrums der Staatlichen Archivverwaltung der DDR. Wer mit den Forschungen zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs vertraut war, dem fiel die frappierende Ähnlichkeit mit einem Buch auf, das ein Jahr zuvor, im September 1989, im Münchner Verlag C. H. Beck erschienen war. Zwar war der Titel dort etwas größer gehalten, aber er las sich mit einer kleinen syntaktischen Verschiebung ganz ähnlich: *Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg*. Wie sein späteres ostdeutsches Pendant versammelte der von Martin Broszat und Klaus Schwabe pünktlich zum 50. Jahrestag des Kriegsbeginns herausgegebene Band eine Handvoll Texte namhafter Zeithistoriker, und wie im Ostberliner Band ging es um die Mitverantwortung der »alten Eliten« für die nationalsozialistischen Verbrechen: um die Diplomaten, um die Kirchenführung, um wirtschaftliche, militärische und akademische Eliten.

In der Einleitung erklärte Martin Broszat, der Band sei nur der westdeutsche Torso eines gescheiterten »deutsch-deutschen Historiker-Dialogs«, der seit Mitte der achtziger Jahre von Nestler und ihm angebahnt worden war und in ein gemeinsames Buch hatte münden sollen¹. Gekippt hatte das Projekt im Januar 1989 die Abteilung Wissenschaften beim ZK der SED – kurz vor der Drucklegung, ohne nennenswerten Widerstand der beteiligten ostdeutschen Autoren, neun Monate vor Martin Broszats Tod und knapp zehn vor dem Mauerfall². Ausschlaggebend für die Entscheidung war wohl eine Marginalie, die der stellvertretende

1 Broszat (1989), S. 7. Zur Geschichte des Eliten-Projekts vgl. auch den Aufsatz des zweiten westdeutschen Herausgebers: Schwabe (2007).

2 Vgl. Johannes Hörnig an Kurt Hager, 27.3.1989, in: BA-SAPMO, DY 30/7510. Hager selbst erklärte sich mit der Aufkündigung der Zusammenarbeit, die den west-

Abteilungsleiter Gregor Schirmer an den Rand eines der eingeholten Gutachten gekritzelt hatte: »M. E. müssen wir da aussteigen. Jedenfalls wachsen meine Bedenken gegen die Veröff[entlichung] in der DDR.«³

Die Farb- und Titelkopie des ostdeutschen Eliten-Bandes, der nach dem Umbruch erschien, lässt sich als eine ironische, vielleicht gar melancholische Anspielung auf das für beide Seiten schmerzhaftende Ende eines ganz besonderen deutsch-deutschen Kooperationsprojekts verstehen⁴. Möglicherweise sollte es nun, vor dem Hintergrund der auch wissenschaftlichen Abwicklung der DDR, als ein nachgeschobenes Beweisstück ost-westdeutscher Zusammenarbeit, als Nachweis der Respektabilität dienen⁵. Der ursprüngliche Entwurf für das Vorwort liest sich wie ein Nachruf der gegen ihren Willen aus dem Boot geworfenen DDR-Historiker, die der »Vereitelung« des Projekts durch das ZK im Januar 1989 nichts als ein wenig retrospektive Selbstkritik entgegenzusetzen hatten – »frustriert« und »deprimiert« gestanden sie ein, der »exzessiven Disziplinauffassung« gefolgt zu sein, »mit der unsereins in diesem Land groß geworden ist«⁶. Nicht auf dem Cover, aber im Innenteil trug dieser zweite Eliten-Band einen Untertitel, der auf das gemeinsame Unternehmen verwies und die politische Zensur andeutete: *Nachtrag zu einer ver-*

deutschen Autoren bereits im Januar brieflich mitgeteilt worden war, nachträglich einverstanden, wie seine Notiz am Rande des Schreibens zeigt.

- 3 Wir danken Sylvia Gräfe, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, für die umfassende Hilfe bei der Identifizierung der Paraphe an der Randnotiz (Sch.). Diese findet sich auf Olaf Groehlers »Stellungnahme zum Sammelband ›Deutsche Eliten‹ von Historikern aus der DDR und der BRD zum 50. Jahrestag der Entfesselung des zweiten Weltkrieges« (22.12.1988). Die jüngst erschienene Autobiographie von Schirmer (2014) erwähnt das Eliten-Projekt indes nicht. Vgl. als weitere kritische Stellungnahme vonseiten der NVA das Schreiben v. 17.11.1988: BA-SAPMO, DY 30/7510, S. 1.
- 4 Das Eliten-Projekt war in seiner Intensität und in dem Versuch einer paritätischen Behandlung einzigartig; deutsch-deutsche Kooperationen aber finden sich vermehrt seit den siebziger Jahren in der deutschen Zeitgeschichtsforschung. Vgl. Kühnl (1974); Kleßmann/Pingel (1980); Klein/von Aretin (1989); Grebing/Kinmer (1990) sowie die in Fn. 51 genannten Beispiele.
- 5 Vgl. Pätzold (1991) und zur Geschichte der Abwicklung den Beitrag von Krijn Thijs in diesem Band.
- 6 Vgl. den Text vom März 1990, Zitat S. 5, im Privatarchiv von Manfred Weißbecker, dem wir dafür danken, dass er uns Material zum Eliten-Projekt überlassen hat. In der veröffentlichten Version erschienen Nestlers Bemerkungen unter dem Titel *Über den Verlust zumutbarer Standfestigkeit*; die Frage nach der Subordination unter die politische Entscheidung wird darin in einem etwas formaleren Ton adressiert; vgl. Nestler (1990), S. 27f.

hinderten deutsch-deutschen Publikation. Der 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs war inzwischen freilich vorbei, und auch sonst kam der Band in vielerlei Hinsicht zu spät.

Dabei hatte die grenzüberschreitende Zusammenarbeit Mitte der achtziger Jahre durchaus vielversprechend begonnen: Zeit- und textgleich sollte der Band in der Bundesrepublik und in der DDR erscheinen und, flankiert von einer gemeinsamen Pressekonferenz in Berlin, durch die konzertierte Kritik an den deutschen Eliten und ein ungewöhnliches Autorenteam Aufmerksamkeit erzeugen. Der synchronen Architektur des Vorhabens entsprechend wurde das Projekt parallel vom Akademie- und vom Siedler-Verlag betreut⁷. Politische Deutungsunterschiede sollten ganz bewusst nicht überdeckt werden. Die wichtigsten Eliten sollten »paritätisch« jeweils von einem ost- und einem westdeutschen Autor untersucht werden, sodass die Leserschaft die Möglichkeit hätte, sich in einer vergleichenden Lektüre mit beiden Sichtweisen vertraut zu machen.

1987 und 1988 traf sich das Autorenteam zweimal im Ostberliner Ermelerhaus und einmal zu einer letzten Klausur im Dachzimmer des Kardinal Wendel Hauses in München. Dort wurden die Manuskripte besprochen und wurde um das gemeinsame Vorwort eine halbe Nacht lang gerungen. Der mühsam erarbeitete Entwurf glich einem diplomatischen Vertragsdokument, in dem der erkämpfte »Minimalkonsens« gewissenhaft umrissen wurde – inhaltlich wie methodisch. Einig war man sich, dass die »alten Eliten« den nationalsozialistischen Angriffskrieg nicht nur maßgeblich vorbereitet, sondern durch ihr »Arrangement« mit dem NS-Regime auch »entscheidend« zu dessen Funktions- und Kriegsfähigkeit beigetragen hatten. Der »Antagonismus weltanschaulich begründeter Hypothesen« sei damit »in erfreulichem Maße der empirischen Tatsachenforschung gewichen«⁸. Daneben hatte man einen »Minimalkonsens« in der Arbeitsweise gefunden: Beide Seiten sollten auf »gehässige Angriffe gegen die Gesellschaftsformation des anderen Staates« verzichten und verpflichteten sich zur »Sachlichkeit in der Polemik« – eine bemerkenswerte Umschreibung wissenschaftlicher Dialogkultur im Zeichen der deutschen Teilung⁹. Diese Ansätze zu einer Verständigung

7 Die beiden Verlage hatten bereits Ernst Engelbergs Bismarck-Biographie in West und Ost herausgegeben; vgl. Engelberg (1985/1990). Achim Engelberg hat jüngst die Korrespondenz zwischen seinem Vater und Siedler ediert; vgl. Achim Engelberg (2015).

8 Vgl. den Entwurf eines »Vorworts« im Vorlass von Klaus Schwabe, Hochschularchiv RWTH Aachen, No460, S. 5.

9 Memo von Nestler, 22.12.1988, in: BA-SAPMO, DY 30/7510.

wurden durch den einseitigen Abbruch des Projekts und den dann folgenden politischen Umbruch verschüttet. Als Nestler die westdeutschen Kollegen 1990 um Zustimmung bat, ihre Aufsätze mit den ostdeutschen ein zweites Mal abdrucken zu dürfen, lehnten diese mit dem Hinweis ab, dass das »Scheitern« nicht mehr rückgängig zu machen und der »Kairos« für das Unternehmen inzwischen vorbei sei¹⁰.

Wie lässt sich die Geschichte dieses Publikationsvorhabens in die deutsche Historiographiegeschichte einordnen? In die einschlägigen Kontroversen-Geschichten der letzten Jahre wurde sie nicht aufgenommen. Dabei stellte sie selbst einen veritablen deutsch-deutschen »Historikerstreit« dar, der parallel zum westdeutschen verlief und mit diesem, zumindest indirekt, ebenso verbunden war wie mit dem gleichzeitig zwischen Martin Broszat und Saul Friedländer geführten Streitgespräch um die »Historisierung« des Nationalsozialismus¹¹. Das Eliten-Projekt zeigt das Problem der historischen Verortung von Nationalsozialismus und Vernichtungskrieg in seiner deutsch-deutschen Dimension. Dass die Autoren hüben wie drüben auf eine »Koalition der Vernunft« (Nestler) gegen eine angesichts der konservativen Wende im Westen und der Erbe-Diskussion im Osten befürchteten Relativierung der zweiten deutschen Kriegsschuld hofften, dass gar eine »Verantwortungsgemeinschaft« (Broszat) über die Grenze hinweg denkbar schien, mag aus heutiger Sicht erstaunen¹². Doch die Zusammenarbeit fiel in eine Zeit, in der der Histo-

10 Vgl. den Rundbrief von Heinz Hürten (23.2.1990), in: Vorlass Schwabe, No458, No460. Hürten hatte im westdeutschen Band die katholischen Eliten in den Blick genommen.

11 Zudem hatten sich auch ostdeutsche Historiker mit Beiträgen in SED-gesponserten Westpublikationen in den Historikerstreit eingemischt, was in den bisherigen Darstellungen zum Thema kaum eine Rolle spielt. Vgl. z. B. Pätzold (1986); ders. (1987); dazu knapp Jarausch (1991), S. 213, 225. Zur Debatte um die »Historisierung« des Nationalsozialismus vgl. zuletzt Frei (2013); Kronenberg (2008); Kailitz (2008); Große Kracht (2005), S. 91-114; Herbert (2003). Der im Herbst 1987 geführte und im Frühjahr 1988 veröffentlichte Briefwechsel mit Saul Friedländer trieb Broszat zumindest während des dritten Treffens sichtlich um: Er führe »immer zur Disk[ussion] um Historisierung/Friedländer«, notierte sich Weißbecker während der Gespräche in München. Vgl. die Diskussionsnotizen im Privatarchiv Weißbecker, 17.-19.10.1988, S. 3.

12 Vgl. die deutlich antirevisionistische Motivation im internen Schriftverkehr Ludwig Nestlers, vor allem seine »Konzeptionelle[n] Überlegungen zur Herausgabe eines Sammelbandes zum Thema »Der gewollte Krieg – die deutschen Eliten und der zweite Weltkrieg«, 16.2.1987, in: BA-SAPMO, DY 30/7510, S. 4, sowie die zurückhaltendere Argumentation zur »wissenschaftspolitischen Bedeutung« eines solchen Vorhabens: Martin Broszat an Klaus Schwabe [undatiert,

rikerstreit noch sehr präsent war und die geschichtspolitischen Untertöne der von Helmut Kohl angestrebten »geistig-moralischen Wende« im geschichtswissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Diskurs der Bundesrepublik vielerorts für Unbehagen sorgten. Hatte schon der 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs 1914 im Verlauf der Fischer-Kontroverse eine vorsichtige Allianz zwischen Zeithistorikern auf beiden Seiten der Mauer befördert, erzeugte nun die »historische Erblast« des Kriegsausbruchs 1939 bemerkenswerte Resonanzen¹³. Was hatte sie ermöglicht?

In den acht Beiträgen dieses Bandes geht es um eine Vielzahl solcher deutsch-deutschen Resonanzen, die sich zwischen 1945 und 1989 auch und gerade in der hochpolitisierten Zeitgeschichte wahrnehmen ließen. Diese wechselseitigen Bezugnahmen waren, wie das Eliten-Projekt zeigt, auch jenseits von Parteieingriffen stets fragil. Unterschiedliche Theorien und weltanschauliche Dispositionen, Terminologien und Methoden standen genauso im Weg wie deutsch-deutsche Befindlichkeiten, widerstreitende Emotionen und neuralgische Punkte, die nach vier Jahrzehnten deutscher Teilung stets präsent und schnell aktivierbar waren. Zu überwinden war das notorische Misstrauen, das die jeweils andere Seite unter dem Label »Faschismus« oder »Totalitarismus« als geistige Erbin des Nationalsozialismus hinstellte¹⁴. Zu überwinden war aber auch das Selbstverständnis zweier Disziplinen, die längst über je eigene Wissenschaftspraxen, Terminologien, Diskursregeln und Meistererzählungen verfügten. All dies erschwerte das grenzüberschreitende Gespräch innerhalb der deutsch-deutschen Zeitgeschichte, das dennoch nie ganz verstummte. Es war, so eine unserer Thesen, nicht zuletzt dieser seltsam monologische Dialog, der der Zeitgeschichte in Ost *und* West ihr je spezifisches Gepräge verlieh.

Wie gestalteten Zeithistoriker diesen einmaligen Resonanzraum, dessen Ränder von den zähen Dichotomien des Kalten Krieges gezeichnet waren und der fast jede historische Frage in eine scheinbar unentrinnbare Konfliktlogik zwang: Wissenschaft versus Ideologie, Dialogsuche versus

März 1987], Vorlass Klaus Schwabe, No460, S. 2. Der Begriff der »Verantwortungsgemeinschaft« in Broszats Entwurf für das Vorwort, in: Vorlass Schwabe, No460, S. 6. Zu ähnlichen Motiven und Überlegungen im Zuge der Zeithistorikerkontakte um Lutz Niethammer und Olaf Groehler vgl. die Beiträge von Christoph Kleßmann und Christina Morina in diesem Band.

13 Das Zitat im »Vorwort zu einem verhinderten Gemeinschaftsprojekt«; Nestler (1990), S. 31. Vgl. zu den ost-westdeutschen Resonanzen rund um die Fischer-Debatte den Text von Matthew Stibbe in diesem Band.

14 Das beschreibt Broszat in seiner Einleitung (1989) sehr eindrücklich.

Systemkonkurrenz? War das Eliten-Projekt sichtbares Zeichen einer Annäherung im vierten Jahrzehnt der deutschen Teilung? Oder war dessen abruptes Scheitern nicht nur ein diktatorischer Akt, sondern auch Ausdruck einer völligen Entfremdung zweier Wissenschaftskulturen, die eine von Weltkriegen und Völkermord geprägte Vorgeschichte teilten, sich aber zwischen 1949 und 1989 zunehmend unabhängig voneinander entwickelt hatten?

Die Geschichte des Eliten-Projekts stellt ein spätes Kapitel der deutsch-deutschen Historiographiegeschichte dar, die wir mit Christoph Kleßmann als »asymmetrisch verflochten« verstehen¹⁵. In den auf Schlüsselereignisse und -prozesse des 20. Jahrhunderts fokussierten Texten dieses Buches untersuchen die Autoren und Autorinnen systematisch subtile Resonanzen und direkte Begegnungen, thematisieren Werkrezeptionen, innerdeutsche Kontroversen und grenzübergreifende Einflüsse. Sie befassen sich mit der jeweils doppelten Historiographie zum Ersten Weltkrieg, zu Novemberrevolution, Nationalsozialismus, Zweitem Weltkrieg und Holocaust, Teilung, Mauerbau und zum Ende der DDR 1989/90. Weil aber gerade die von Zeitgenossen geschriebene Zeitgeschichte ohne die Dimension der Erfahrung nicht hinreichend verstanden werden kann, fragen sie zugleich nach dem Zusammenhang von (Geschichts-)Wissenschaft und (Lebens-)Erfahrung. Auf welche Weise also lassen sich DDR- und bundesrepublikanische Zeitgeschichte zueinander ins Verhältnis setzen? Und zuvor gefragt: Warum sollten sie überhaupt in ein Verhältnis zueinander gesetzt werden? Haben jene transnationalen Forschungen, mittels deren sich DDR- und bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft in ihre westeuropäisch-transatlantischen beziehungsweise mitteleuropäischen Bezugssysteme einordnen lassen, nicht mehr Sinn?¹⁶

In einer jüngeren Erwägung zum Zweck und Nutzen einer transnationalen Historiographiegeschichte betont Christoph Cornelißen durchaus die Bedeutung nicht- und übernationaler Bezüge, warnt aber zugleich davor, im Trend der Zeit die deutsche Historiographiegeschichte nur mehr als »rein negative Erblast« zu begreifen¹⁷. Tatsächlich erscheint uns diese Geschichte (die selbst vielerlei, von uns nur am Rande erforschte außerdeutsche Bezüge aufweist) als offenkundiges Desiderat der Zeit-

15 Vgl. Kleßmann (2005).

16 Vgl. jüngst z. B. Gorny (2013); Berger/Lambert/Schumann (2003); Iggers (1993).
Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf das Forschungsvorhaben von Thomas Kroll (Jena) zum Thema »Vergleichende Geschichte der europäischen Sozialgeschichtsschreibung nach 1945«.

17 Cornelißen (2008), S. 34.

geschichtsforschung. Denn diese lässt sich hüben wie drüben in ihrer Entstehung, ihren Prämissen und vor allem in ihrer jeweiligen Entwicklung nur unzureichend verstehen, wenn sie nicht im deutsch-deutschen Resonanzraum verortet wird. Dies bedeutet, die Positionierungen und Thesen von Zeithistorikern in der Bundesrepublik und in der DDR nicht ausschließlich, aber immer auch als performative Akte im deutsch-deutschen Gespräch zu verstehen, als Signale über die Mauer hinweg¹⁸. Insofern hatte zeitgeschichtliches Forschen fast immer einen doppelten Boden (oder vielmehr: einen doppelten Sinn), wie das Eliten-Projekt besonders eindringlich zeigt.

Um dieses weit häufiger indirekte als direkte Gespräch erforschen zu können, verwenden wir vor allem zwei Kategorien: Erfahrung und Resonanz. Beide sind weiche Begriffe, die keine normativen Vorentscheidungen und Positionierungen erzwingen und so die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Politik zunächst in den Hintergrund rücken. Dies ist eine analytische Vorentscheidung, die sich nicht nahelegt und gewissermaßen von außen kommt, war doch gerade die Zeitgeschichte in der DDR »politisch besonders kontaminier[t]« und auch in der Bundesrepublik oft mindestens politiknah¹⁹. Uns auf ein solchermaßen weiteres wie weicherer begriffliches Instrumentarium zu einigen erschien dennoch unerlässlich, um das Vorhaben überhaupt durchführen zu können. Schärfere konturierte Begriffe hätten hingegen ins nachwendzeitliche Fahrwasser eines bilanzierenden Vergleichs zurückgeführt – mit erwartbaren Ergebnissen – und damit einen vorsichtig austarierenden Versuch, die deutsch-deutsche Historiographiegeschichte in einem Zusammenhang zu sehen und zu erzählen, unmöglich gemacht.

Ausgewichen werden darf der Frage nach dem Verhältnis von Politik und Wissenschaft – von (ganz klassisch) »Geist und Macht« oder (nach 1945) »Parteilichkeit und Objektivität« – freilich nicht: Sie berührt stets

18 Dies findet in jüngeren Arbeiten zunehmend Berücksichtigung, vgl. z. B. Benda-Beckmann (2015); Berg (2015); Dohmen (2015); Frei/Schanetzky (2010); Stibbe (2010); Benda-Beckmann (2009); Stibbe (2003). Hier sei auch Danyel (2007) genannt, der unter die 50 »Klassiker« der deutschen Zeitgeschichte seit 1941 als einziges ostdeutsches Werk Olaf Groehlers *Bombenkrieg* (1990) zählt. Einige ältere Arbeiten inventarisierten die thematischen und methodischen Schwerpunkte der DDR-Geschichtswissenschaft, thematisierten den deutsch-deutschen Resonanzraum aber nur am Rande; vgl. Dorpalen (1985); Fischer/Heydemann (1988); dies. (1990) sowie Iggers (1991).

19 Das Zitat bei Sabrow (2001), S. 15.

auch das eigene Wissenschaftsverständnis²⁰. Die hier entwickelte erfahrungs- und resonanzgeschichtliche Perspektive kann dennoch der argumentativen Sackgasse, in der Erwägungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik so schnell enden, entgegen, ohne dabei die unstrittige Relevanz dieser zentralen Frage zu eskamotieren²¹. Ganz im Gegenteil wird die enge Verwobenheit beider Sphären im extremen 20. Jahrhundert auf eine andere und neue Weise wahrnehmbar. Dass sich Parteilichkeit und Professionalität in der DDR-Geschichtswissenschaft »spannungsreich miteinander verschränkten«, wie Martin Sabrow argumentiert, machte deren Spezifik aus; sie wurde nicht nur »äußerlich instrumentalisiert«, sondern auch »innerlich verwandelt«²². Was aber bedeutete dies jenseits der diskursiven und der Funktionsebene für die Historiker? Bei vielen von ihnen hatten die Vorstellung und Praxis einer Verschmelzung der beiden Dimensionen »lebensweltliche Fundierung und wissenschaftspraktische Auswirkung«, wie Christina Morina mit Blick auf die Konsequenzen argumentiert, die Historiker in Ost und West aus ihren Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg zogen. Und Klaus Latzel kann zeigen, dass für Albert Schreiner die »unlösbare Einheit« aus Wissenschaftler und Agitator, die er 1956 gegen Jürgen Kuczynskis vermeintlich »revisionistische« Reformulierung des Verhältnisses von Parteilichkeit und Objektivität ins Feld führte, »lebensgeschichtlich beglaubigt« war²³.

Die Bedeutung von Lebenserfahrungen geht dabei über eine rein »zitative«²⁴ und (selbst-)legitimierende Funktion hinaus. Sie bestimmten mit darüber, wie man sich als Wissenschaftler verstand und als solcher wissenschaftliche Erkenntnis generierte. So thematisieren alle Autorinnen und Autoren das Problem der Teilhabe an politischer Macht – über

20 Zu Parteilichkeit und Objektivität vgl. die Debatte um Kuczynski (1956), dazu Sabrow (2001), S. 342–364, sowie Bialas (1993). Als spätere Auseinandersetzung mit der »bürgerlichen Wissenschaft« vgl. Lozek (1983); für die Bundesrepublik vgl. den Sammelband Koselleck/Mommsen/Rüsen (1977), darin v. a. den Aufsatz von Jürgen Kocka. Vgl. auch den bilanzierenden Sammelband Jarausch (1991) sowie das Nachwort zu diesem Band.

21 Vgl. dazu Kowalczyk (1997); Sabrow (2000); ders. (2001); Mertens (2006). Im westeuropäischen Vergleich Berger/Donovan/Passmore (2002); ferner und grundsätzlicher zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik vgl. Vom Bruch/Kaderas (2002) bzw. im Kontext des Kalten Krieges Bernhard/Nehring (2014); Greiner/Müller/Weber (2011); Kowalczyk (2003).

22 Vgl. Sabrow (2001), S. 36 f.

23 Vgl. die Beiträge von Klaus Latzel und Christina Morina in diesem Band.

24 Sabrow (2002a), S. 31.

»Herrschaftsdiskurs« und »Diskursherrschaft« hinaus – als Lernerfahrung aus der (Lebens-)Geschichte. Zeithistoriker im geteilten Deutschland verstanden sich hüben wie drüben auffällig oft als engagierte, kritische, ja »politische Historiker« mit Anspruch auf Deutungskompetenz²⁵, und sie dachten, schrieben und handelten entsprechend. Sich nach 1945 historiographisch mit der Zeitgeschichte zu befassen, war oft auch eine Frage politischen Engagements im weitesten Sinne – eines Engagements, das in der DDR bis hin zur Zusammenarbeit mit dem SED-Regime und dem Ministerium für Staatssicherheit reichte. In diesem letzteren, in unserem Band vielfach thematisierten Aspekt liegt eine deutliche Asymmetrie: Die meisten Beiträge stützen sich mit Blick auf die ostdeutschen Historiker auch auf SED- und MfS-Akten und damit auf eine Quellengattung, die für die westdeutsche Seite so nicht existiert beziehungsweise noch nicht zugänglich ist²⁶. Diese Quellen geben einerseits Aufschluss über den Grad von Kooperation und Kollaboration der in einem sehr spezifischen Sinne engagierten »politischen Historiker«. Andererseits lassen sich unter Einbeziehung anderer Quellen auch die Handlungsspielräume und letztlich die »bürgerliche Selbstverantwortung jedes Einzelnen«²⁷ vermessen, die Historikern als Schülern, Kollegen, Lehrern und Vorgesetzten in der DDR verblieben.

So unterschiedlich sich der Typus des »politischen Historikers« also auf beiden Seiten der Mauer ausnahm: Das persönlich wie professionell bedeutsame Selbstverständnis wies auf die geteilte, wenn auch verschieden erlebte Geschichte vor 1945 zurück. Es antwortete auf konkrete, häufig als existenziell dringlich empfundene Herausforderungen und war oft nicht (nur) das Ergebnis einer bewussten karrierepolitischen Positionierung, sondern gleichfalls eine von Erfahrungen und damit auch Emotionen getragene Suchbewegung. Gelegentlich wird diese Dimension als

25 John (2004), S. 35; der Begriff »politische Historiker« ähnlich konnotiert auch bei Jäckel (1990), S. 11.

26 Abgesehen davon erforderte ein derartiger Ansatz ganz andere Prämissen und Ressourcen. Hinsichtlich der DDR-Geschichtswissenschaft war jedoch der Einbezug der MfS-Überlieferung nicht nur aufgrund der einmaligen Archivlage naheliegend, sondern auch wegen der vielfältigen und ungleich intensiveren Verbindungen zwischen Wissenschaft, Partei und Geheimdienst von essenzieller Bedeutung. Wichtige Anregungen zu diesem Themenkomplex verdanken wir den Arbeiten von und Gesprächen mit Bernd Florath, Tobias Kaiser, Ilko-Sascha Kowalczyk und Martin Sabrow.

27 Florath (1994), S. 266.

»außerwissenschaftlich«²⁸ bezeichnet und so aus dem wissenschaftlichen Diskurs relegiert. Dabei lässt sich, so eine Ausgangsthese unserer Arbeit, die Neukonstituierung der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 und darin die Etablierung der gegenwartsnahen Zeitgeschichte ohne den Blick auf die Erfahrungswelten der Historiker vor 1945 nur schwerlich verstehen²⁹.

Wie Zeithistoriker die allerjüngste – also ihre – Vergangenheit in der Sprache der Wissenschaft sinnhaft zu deuten und zu verstehen suchten, wird in den Beiträgen dieses Buches variantenreich erzählt. Aber wie ist der Zusammenhang von Erfahrung und Wissenschaft begrifflich zu fassen? Versuchen, ihn zu beschreiben, wohnt oft die Gefahr eines »biografizistischen Kurzschlusses« inne, der das Werk eingeleisig und deterministisch aus vorliegenden Lebenserfahrungen erklärt und nicht selten unreflektiert unterstellt oder behauptet wird³⁰. Wie schwierig es ist, sich dem Sog dieser Logik zu entziehen, zeigen bisweilen die (Auto-)Biographien von Intellektuellen, die Lebensläufe von vorne nach hinten verstehen und ihre oft widersprüchliche Komplexität durch die Annahme geradliniger – oder zumindest folgerichtiger – Entwicklungsprozesse reduzieren³¹. Schon Reinhart Kosellecks einflussreiche Überlegungen zum Zusammenhang von »Erfahrungswandel und Methodenwechsel« operieren mit der grundlegenden Vorstellung, dass neue Erfahrungen neue

28 Diese Formulierung verwenden beispielsweise – in ganz unterschiedlichen Kontexten – sowohl Eberhard Jäckel in Bezug auf Hillgrubers Kriegserfahrungen als auch Otto Dov Kulka mit Blick auf seine Erlebnisse in Auschwitz, vgl. Jäckel (1990), S. 12; Kulka (2013), S. 171.

29 Diese spielen aber in den meisten Übersichtsdarstellungen kaum eine Rolle; vgl. etwa Schulze (1993); Schulin (1989); Worschech (1990).

30 Der Begriff bei Jeismann (2009), S. 69.

31 Genannt seien für die Zeitgeschichte z. B. die Autobiographien von Pätzold (2008); Doernberg (2004); Klein (2000); Petzold (2000). Zur Analyse derselben vgl. Lahusen (2013); Sabrow (2002b); vgl. ferner die »analytischen Memoiren« des Mediävisten Müller-Mertens (2011). Auffallend ist, dass darüber hinaus vor allem nach Westdeutschland geflüchtete oder vor 1945 in die USA emigrierte Historiker umfassende Memoiren bzw. Autobiographien verfasst haben, v. a. Stern (2007); Weber (2006); Mosse (2003); Iggers (2002); Gay (1998). Für die (vor 1989) westdeutsche Historikerschaft bleibt Niethammer (2002) eine Ausnahme; man müsste hier aber auch die fragmentarischen autobiographischen Selbstauskünfte in verschiedenen Sammelwerken und Interviewprojekten nennen, vgl. z. B. Hohls/Jaraus (2000); Bonwetsch (2009); Stambolis (2010); Koselleck/Dutt (2013). Zur Biographik vgl. mit unterschiedlichen Reflexionstiefen zur Leben-Werk-Problematik Raulff (1995); Schulin (1997); Berg (2003); Eckel (2005); Berg (2007); Kaiser (2007); Hüttmann (2008); Maier (2012).

wissenschaftliche Ansätze generieren können. Damit werden individuelle Erfahrungen kollektiv, oft generationell gedeutet, um Paradigmenwechsel zu plausibilisieren³².

Dies zeigt sich beispielsweise in der bundesdeutschen Historiographie- und Intellektuellengeschichte mit Blick auf die zwischen Mitte der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre geborenen Angehörigen der sogenannten 45er- oder Flakhelfer-Generation. Die Ablösung einer konservativen älteren durch eine progressive jüngere Geschichtsschreibung seit dem Ende der fünfziger Jahre wird regelmäßig mit den jugendlichen Kriegserfahrungen dieser Kohorte korreliert. Erfahrungen mit sinnlosen Einsätzen kurz vor Kriegsende und einer harschen Delegitimierung des NS-Systems hätten die Generation zu einer skeptischen Distanz gegenüber Ideologien und zum Engagement für eine demokratische Gesellschaft disponiert³³. Der Liberalisierungsprozess in der Wissenschaft wird so mit einem Generationenargument belegt, das sich nicht zuletzt auf die retrospektiven (und suggestiven) Selbstthematizierungen meist männlicher Generationensprecher wie Hans-Ulrich Wehler bezieht³⁴. Den individuellen Kriegserfahrungen selbst wird dabei nur am Rande Aufmerksamkeit geschenkt. Leuchtet man sie *en détail* aus, wie jüngst Benjamin Möckel, zeigt sich vor allem die individualisierende Kraft des Krieges, die die Vorstellung *einer* Generationserfahrung sprengt³⁵.

Wie lässt sich vermeiden, in derart schein evidente Erklärungszusammenhänge zu geraten oder der von Pierre Bourdieu beschriebenen »biographischen Illusion« zu verfallen, ohne den Erfahrungsbegriff gänzlich aufzugeben? Denn verharrt man auf der Ebene der (notwendigen,

32 Vgl. Moses (2007); Cornelißen (2010); Nolte (1999). Kritisch und dekonstruktivistisch zum Generationenbegriff Jureit (2005); Weisbrod (2005); ders. (2009). Vgl. zu Kosellecks Kriegsbiographie und seinem wissenschaftlichen Werk jüngst Morina (2015).

33 Vgl. Nolte (1999); Herbert (2003); Cornelißen (2010) ; zu späteren Prägefaktoren vgl. Maubach (2013).

34 Wehlers Generationenrede wird kritisch analysiert von Gerland/Möckel/Ristau (2013); vgl. jetzt auch Nolte (2015).

35 Vgl. Möckel (2014). Dies umso mehr, wenn man den Blick auf die ostdeutsche Parallelkohorte richtet, die in der Forschung als ideologisch dienstbereite »Aufbaugeneration« firmiert und mehrheitlich zur Funktionselite der zweiten deutschen Diktatur avancierte. Im Vergleich offenbaren sich die Ambivalenzen, die der Generationenbegriff wirksam verdeckt. Generationelle Logiken und Selbstthematizierungen erscheinen im geteilten Nachkriegsdeutschland derart verschoben, dass sich in unserem Projektzusammenhang »Generation« als Leitkategorie für die empirische Analyse als ungeeignet erwies.

weil aufklärenden) dekonstruktivistischen Kritik, bleibt das Potenzial einer »produktive[n] Zersetzungsarbeit« ungenutzt, das der Erfahrungsgeschichte nach Ute Daniel innewohnt³⁶. Der Blick auf konkrete historische Erfahrungen, auf die Empirie des individuellen Falles, kann allgemeine und scheinbar selbstverständliche Befunde grundlegend irritieren – wie etwa die lange Zeit gängige Vorstellung von einer allgemeinen »Augustbegeisterung« 1914, die zwar für den Berliner Professor gelten mochte, nicht aber für den Eisenbahner in Halle oder die Bäuerin in der bayerischen Provinz³⁷. Auch die These von den ideologieabstinenten und demokratieaffinen 45ern entspringt einer Ex-post-Perspektive, die die außerordentliche politische, gesellschaftliche und wissenschaftliche Wirkung der Kohorte mit deren Erfahrungen begründet. Eine kritische Erfahrungsgeschichte fokussiert dagegen die »Erwartungshorizonte« der Zeitgenossen – und ermuntert damit auch Historiker und Historikerinnen, die es »als Nachlebende ›besser wissen‹«, zu einer offenen, also innovationsfähigen Forschungsperspektive³⁸.

Was bedeutet das für die Historiographiegeschichte als Erfahrungsgeschichte? Wissenschaft hat, so argumentieren wir, ihren Ursprung in den Orientierungsbedürfnissen der Gegenwart, die »zu Erkenntnisinteressen rationalisiert« werden³⁹. Wenn Erfahrungsgeschichte die »Geschichte der Deutungen von Erlebnissen« ist, wie Klaus Latzel schreibt, dann stellt die Geschichtswissenschaft nur einen besonderen – weil besonders reflektierten und geregelten Verfahren unterzogenen – Deutungsmodus dar⁴⁰. Wissenschaft ist eine Form neben anderen, Erfahrungen zu machen und sich mittels eines Reflexionsprozesses in ein bestimmtes Verhältnis zur Welt zu setzen. Mit Jan Eckel lässt sich Geschichtswissenschaft also selbst als »Medium der Erfahrungsbildung und -artikulation« verstehen⁴¹. Dies hat Konsequenzen für die »heillose Dichotomie« von Parteilichkeit (oder Subjektivität) und Objektivität, wie es Marion Detjen in ihrem Beitrag formuliert, aber auch für die Gewohnheit, vermeintlich »außerwissenschaftliche« Faktoren – etwa Emotionen wie Scham oder Schuld, Neid

36 Daniel (2004), S. 23.

37 Vgl. Ziemann (1997).

38 Zu Erwartungshorizont und Erfahrungsraum vgl. klassisch Koselleck (1989). Das Zitat bei Daniel (2004), S. 17.

39 Rüsen (1986), S. 12.

40 Latzel (1997), S. 16, sowie sein Beitrag in diesem Band.

41 Eckel (2005), S. 16 f.

oder Hass, Dankbarkeit oder Angst, Emphase oder Empathie – aus dem wissenschaftlichen Diskurs auszuschließen⁴².

Die systematische Integration des Erfahrungsbegriffs in die Historiographiegeschichte lädt dazu ein, Bereiche zu erkunden, die der Reflexion vermeintlich entzogen bleiben und hinter der kompakten Undurchdringlichkeit historiographischer Aussagen und Argumente verschwinden. Sie führt zudem zurück zum heuristischen Ausgangspunkt aller Forschung: Wie entstehen eigentlich geschichtswissenschaftliche Fragestellungen und Perspektiven? Welchen lebensweltlichen Standort nehmen die Forscher und Forscherinnen ein, wenn sie sich der Vergangenheit zuwenden? Dabei richten sich (zeit-)historische Fragen durchaus nicht nur an und in die Geschichte, sondern sind auch als Ansatzpunkte autobiographischer Sinnstiftung sowie gegenwärtiger Orientierung und Positionierung zu verstehen. Nimmt man die Konstitutionsbedingungen und Erfahrungskontexte historischer Fragen und Frageperspektiven in den Blick, gewinnt Forschung die Qualität eines offenen Prozesses samt der ihm eigenen Erwartungshorizonte zurück. Indem wir die Frage nach den Fragen stellen, versuchen wir den historischen Ort zu verstehen, von dem aus Geschichte gedacht, erforscht und geschrieben wird, ja an dem sie überhaupt erst entsteht.

Der erfahrungsgeschichtliche Zugang erlaubt also, die biographischen, emotionalen, intellektuellen und politischen Entstehungsbedingungen zeitgeschichtlicher Texte zu rekonstruieren. Dazu gehören die vorgelagerten biographischen Herausforderungen, die sich im Modus der Wissenschaft nicht selten in erkenntnisleitende Fragen verwandeln. Dazu gehört aber auch die unmittelbare Lebenswelt der Historiker im Kalten Krieg, der deutsch-deutsche Resonanzraum wie auch die jeweiligen Praxen der Wissenschaft: die oft ebenso frustrierenden wie nachhaltigen Erfahrungen der Quellenakquise (im deutsch-deutschen Fall ein geradezu spektakuläres Forschungsfeld); die Rituale der Beglaubigung von Wissenschaftlichkeit; der Habitus des Wissenschaftlers; die Praxis von Tagungsorganisation und wissenschaftlichem Vortrag, Buchproduktion und wissenschaftlicher Geselligkeit. Beide Erfahrungsdimensionen, die diachrone wie die synchrone, gehören wesentlich zu einer Historiographie- und damit zu einer erweiterten Ideen- und Intellektuellengeschichte, die sich nicht text- oder diskursimmanent auf die

42 Die Debatte zwischen Friedländer und Broszat ist dafür das klassische Beispiel; vgl. dazu Broszat/Friedländer (1988), Friedländer (2007) sowie in unserem Band den Beitrag von Annette Leo.

Verweissysteme des Denkens beschränkt, sondern genau zu rekonstruieren versucht, in welchen Kontexten historische Deutungsbedürfnisse entstehen.

Einen wesentlichen Kontext sowohl für die Entstehung zeitgeschichtlicher Texte als auch für die Wissenschaftspraxis stellt der deutsch-deutsche Resonanzraum dar. Mit dem Begriff der Resonanz lässt sich ein weites Feld grenzüberschreitender Kontaktweisen und Berührungspunkte erforschen, ohne dabei die Asymmetrie dieser Bezüge aus dem Blick geraten zu lassen. Im Gegenteil: Gerade der konsequente Blick auf Historiographie als wissenschaftliches Gespräch – und nicht selten auch als politisch-ideologischer Deutungskampf – kann das Konzept einer »asymmetrisch-verflochtenen Parallelgeschichte« auf anschauliche Weise füllen. Denn anders als die Beziehungs- oder Begegnungsgeschichte erfasst eine Resonanzgeschichte nicht nur zwischenmenschliche oder institutionelle Kontakte, sondern auch den textlich-intellektuellen »Widerhall« – und eröffnet damit eine genuin ideengeschichtliche Dimension⁴³.

Der Resonanzbegriff kann so die Geschichte historischer Kontroversen erweitern und vertiefen, die, wie am Beispiel des Eliten-Projekts skizziert, die deutsch-deutsche Dimension bislang kaum erfasst. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass sich Begriffe wie Kontroverse oder Debatte semantisch eher auf das Sprechen über Geschichte in demokratisch verfassten, pluralen Gesellschaften beziehen – und nicht auf den »Meinungsstreit« in einer diktatorischen Konsenswissenschaft⁴⁴. Hier lassen sich die oft viel subtileren und weniger leicht identifizierbaren deutsch-deutschen Kommunikationsweisen kaum einordnen. Gleichzeitig hebt sich der Begriff der Resonanz von der Vorstellung einer statischen, allumfassenden Konkurrenz beziehungsweise Konfrontation der beiden Historikerschaften während des Kalten Krieges ab. Mit ihm lassen sich auch indirekte und ephemere Kommunikationen – gleichsam im grenzübergreifenden Schwingungsbereich – beschreiben, die ansonsten analytisch nur schwer fassbar sind. Annette Leo zeigt dies beispielsweise in ihrem Kapitel über die Deutungen des nationalsozialistischen Judenmordes als dynamischen Radikalisierungsprozess in den zeitgleich entstehenden Arbeiten von Kurt Pätzold und Hans Mommsen.

43 Vgl. jüngst mit einer ähnlichen Perspektivierung Forner (2014).

44 Vgl. Große Kracht (2005); Sabrow/Jessen/Große Kracht (2003) sowie, schon viel früher, das Themenheft von *Geschichte und Gesellschaft* unter dem Titel *Kontroversen über Historiographie*, darin Mommsen (1981) und Rösen (1981); vgl. auch Verheyen (2010).

Unser Ansatz problematisiert nicht zuletzt die vor allem von Martin Sabrow eingeführte Vorstellung, die DDR-Geschichtswissenschaft habe sich in erster Linie durch entschiedene Abgrenzung vom »objektiven Gegner« als eigenständige Wissenschaft konstituiert. Infolge einer fast hermetischen Abschottung habe sich ein Wissenschaftssystem *sui generis* ausgeprägt: mit eigenen Diskursregeln, Plausibilitätskriterien und Diskursformen. Mit diesem Argument hatte Sabrow Ende der neunziger Jahre – auch als Ausweg aus den festgefahrenen Graben- und Bilanzierungskämpfen der Umbruchzeit – für eine weniger normative Beschäftigung mit der DDR-Geschichtswissenschaft plädiert. Sein Versuch, »an der universalen Geltungsberechtigung der die eigene Forschung leitenden Fachmaßstäbe festhalten zu können, ohne sie gleichzeitig ungeprüft auf einen möglicherweise abweichend verfassten Untersuchungsgegenstand zu übertragen«, trug viel dazu bei, das spezifische Profil des historischen Herrschaftsdiskurses in der DDR überhaupt erkennen und insbesondere die Produktionsweisen einer »staatssozialistischen Historiographie« nachvollziehen zu können⁴⁵. Darüber hinaus hat Sabrow argumentiert, die Abgrenzung vom »Westen« und von dessen Historiographie habe system- und identitätsstärkend gewirkt, ja geradezu die Existenzgrundlage der DDR-Geschichtswissenschaft gebildet. Folgerichtig sei mit der feindbilderodierenden Öffnung seit den späten siebziger Jahren die »Ansteckungsgefahr« durch »Anverwandlung« gewachsen; dies habe eine »Kontaktmetamorphose« ausgelöst und letztlich in den »Untergang« geführt⁴⁶. Fragwürdig ist weniger, ob man damit die DDR-Historiker als »Exoten« inszeniert⁴⁷. Eher ist zu bezweifeln, ob der Fokus auf die diskurs-, wahrnehmungs- und zuschreibungsgeschichtlichen Aspekte und der Blick auf die DDR-Geschichtswissenschaft von ihrem Ende her die Geschichte der Zeitgeschichtsschreibung im geteilten Deutschland hinreichend nuanciert erfassen können⁴⁸.

Der Begriff der Resonanz erlaubt einen alternativen Zugang zur Historiographie in der DDR und in der Bundesrepublik – und zu den *beiden* nach 1989 untergegangenen »Sinnwelten«⁴⁹. Er meint keinesfalls nur positiven Widerhall im Sinne von Austausch und Verständnis, son-

45 Sabrow (2001), S. 32 f.

46 Sabrow (1999), S. 158 ff. Vgl. ferner ders. (1995, 1997, 1998, 2000).

47 Possekel (1998b), S. 447.

48 Zudem führt die ehemals etablierte DDR-Geschichtswissenschaft bis heute ein veritables Nachleben, das Stefan Berger zufolge gar eine »alternative historical culture« hervorgebracht hat; vgl. Berger (2003).

49 Der Begriff der Sinnwelten bei Sabrow (2000), S. 34.

dern ebenso Konflikte, Abgrenzungen, Blockaden, Missverständnisse und vollkommenes Unverständnis. Denn tatsächlich reichten die Resonanzen in der deutsch-deutschen Historiographie von sprechender Ignoranz über beiläufige Fußnotenrezeptionen und vorsichtig zustimmendes Aufgreifen bis hin zu expliziten Diskussionen, und sie prägten, mit Phasen einer größeren Verdichtung, den gesamten Zeitraum der deutschen Teilung. Auch wenn DDR-Historiker stets ungleich intensiver mit der westdeutschen Zunft befasst waren als umgekehrt, und auch wenn »Asymmetrie« zweifellos das zentrale Merkmal der deutsch-deutschen Historikerkontakte war, öffnet die Resonanzgeschichte einen Raum zwischen diesen ungleichen und ungleich austarierten Polen. Dadurch erscheinen die Grenzen der gegenseitigen Abschottung beider Historikerschaften weniger klar gezogen und stärker perforiert. Denn ost- wie westdeutsche Historiker lebten, dachten, argumentierten, schrieben und handelten während der gesamten Zeit der deutschen Teilung mehr oder weniger intensiv aufeinander bezogen, waren stets mehr oder weniger stark mit den Kollegen und deren Arbeiten auf der anderen Seite befasst. Der deutsch-deutsche Resonanzraum war und ist sowohl historisch als auch analytisch unteilbar. Gerade das aber spiegelt die historiographiegeschichtliche Literatur kaum wider⁵⁰. Wir betreten also mit der Fokussierung auf den Zusammenhang zwischen Zeiterfahrung und Zeiterforschung historiographiegeschichtliches Neuland. Dessen Umrisse sollen abschließend anhand einer thetischen Zusammenschau der Beiträge in diesem Buch vorläufig kartographiert werden.

Unser »integrierter« Blick auf die (deutsch-)deutsche Zeitgeschichtsschreibung nach 1945 zeigt – durchaus wider Erwarten –, dass die Rekonstruktion des komplexen, rezeptiven Wechselspiels von historischer Frage und Antwort über die Mauer hinweg vor allem das Profil beider Einzelhistoriographien schärft. Denn die doppelte, erfahrungsgeschichtlich ausgerichtete Optik irritiert und verschiebt die gängigen Vorstellungen von der Ausprägung und Gestalt der Zeitgeschichte auf beiden Seiten der Mauer. Schon der schlaglichtartige Blick, der einleitend auf das Eliten-Projekt geworfen wurde, lässt den sogenannten Historikerstreit, ein oft nur noch stereotyp zitiertes Zäsur-Ereignis innerhalb der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft, in einem anderen Licht erscheinen.

50 Meist finden sich nur grundsätzliche Bemerkungen oder episodenhafte Verweise zum Kontext deutsche Teilung. Vgl. Nonn (2013); Cornelißen (2010); Dunkhase (2010); Stambolis (2010); Eckel (2005); Berg (2003); Cornelißen (2001). Ähnliches gilt auch für jüngere Arbeiten über DDR-Historiker, vgl. etwa Küttler/Middell (2011); Kaiser (2007); Steinbach/Ploenus (2005); Keßler (2001).

An diesem Projekt, einer der intensivsten deutsch-deutschen Kooperationen in der Zeitgeschichte, lassen sich die wesentlichen Merkmale jener jahrzehntelangen wechselseitigen Befasstheit erkennen, die wir als *monologischen Dialog* bezeichnen.

Der Gedanke, Möglichkeiten für eine grenzüberschreitende Koalition gegen die als beunruhigend empfundene konservative Wende in der Bundesrepublik auszuloten, trieb – freilich gerahmt von den generell verbesserten innerdeutschen Beziehungen infolge der Entspannungspolitik – Mitte der achtziger Jahre auch andere Kooperationen an. Dazu gehörten etwa die deutsch-deutschen Zeithistorikergespräche, die insgesamt vier Mal stattfanden und denen ebenfalls gemeinsame Publikationen und Publikationsvorhaben entsprangen⁵¹. Mit Blick auf den Zusammenbruch der DDR wenige Jahre später wirkt diese Offenheit der historischen Situation eher kurios. Doch die beiderseitige Annahme, dass grenzüberschreitende Kommunikation wünschenswert und auch möglich sei, verweist auf die Erwartungen, die die Akteure seinerzeit hegten, und auf die Optionen, die sich ihnen nahelegten. Jedenfalls erreichte die Intensität des Austausches zwischen Zeithistorikern in Ost und West Mitte der achtziger Jahre ihren Höhepunkt; dies fällt vor allem im Vergleich mit den viel ephemeren Allianzen früherer Jahre ins Auge. Im Westen hatte sich seit den sechziger Jahren eine junge, nach links aufgeschlossene Historikergeneration für den Austausch mit dem »Marxismus« geöffnet (wenngleich meist in einer liberal-modernisierungstheoretischen Übersetzung), während im Osten zunehmend das Bedürfnis nach undogmatischeren, reformsozialistischen Perspektiven gestiegen war.

Im direkten Vergleich verweist die Geschichte des Eliten-Projekts und der deutsch-deutschen Zeithistorikergespräche zudem darauf, dass es nicht nur Zeitphasen, sondern auch Themenbereiche gab, die eine Verständigung tendenziell begünstigten, während andere die Kooperation erschwerten oder ganz unmöglich machten. Zwar waren die beiden Historiographien über den gesamten Zeitraum der Nachkriegszeit in einem weiten Sinne miteinander befasst. Intensivere Bezugnahmen und inhaltliche Annäherungen ermöglichte aber vor allem der Blick auf die gemeinsame Nationalgeschichte vor 1945/49: auf die Frühgeschichte des Natio-

⁵¹ Vgl. die Projektkorrespondenz im Vorlass von Lutz Niethammer, Universitätsarchiv der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Aktennr. 71 («Journal für Geschichte, u. a. Heft 3/1985, 1982-87»). Außerdem plante Lutz Niethammer mit Olaf Groehler einen Sammelband unter dem Titel *Deutschland danach. Nachkriegsalternativen*, der ebenfalls parallel in der Bundesrepublik und in der DDR herauskommen sollte; vgl. Sabrow (1998), S. 124, sowie ders. (1999).

nalsozialismus, seine historischen Ursachen und Bedingungsfaktoren, auf das NS-Regime selbst sowie auf Opposition und Widerstand. Das nachhaltige Interesse an der Erforschung des Nationalsozialismus und die Bindung an das Diktum »Nie wieder!« auf beiden Seiten der Mauer lockerten die eingefahrenen Frontstellungen dabei immer wieder auf. Auch wenn weltanschauliche Demarkationslinien niemals verschwanden, überstiegen Themenkomplexe wie die Frage nach der deutschen Kriegsschuld 1914, die Sonderweg-Debatte oder die nationalsozialistische (beziehungsweise faschistische) Vernichtungspolitik den vom Kalten Krieg geprägten politischen Kontext⁵². Gerade die runden Jahrestage boten dabei – jenseits heutiger Gedenkmodes – einen Anlass zum Austausch, weswegen sich die Resonanzen chronologisch meist im Kontext großer Gedenktage und inhaltlich im Kontext der Aufarbeitung des »Dritten Reiches« verdichteten.

Je weiter indes die Zäsur des Jahres 1945 in die Vergangenheit rückte, je mehr die Nation in den Hintergrund und der jeweilige deutsche Staat in den Vordergrund trat, je zeitgeschichtlicher (und damit staatsnäher) die Forschung also wurde, desto weniger ergiebig waren die Verständigungsversuche. Dies gilt ebenso für jene historischen Themen, die, wie die Novemberrevolution, als unmittelbar relevant für das traditionskritische beziehungsweise traditionsbewusste Selbstverständnis der Bundesrepublik Deutschland und der DDR erachtet wurden⁵³. Inhaltlich war man sich daher im Eliten-Projekt – für Broszat eine »eindrucksvolle Erfahrung deutsch-deutschen wissenschaftlichen Dialogs«⁵⁴ – näher gekommen, als das am Ende etwa in den von Lutz Niethammer und Olaf Groehler geleiteten Zeithistorikergesprächen über Fragen der deutschen Nachkriegsgeschichte der Fall gewesen sein dürfte. Dort stieß, was Christoph Kleßmann zu betonen wichtig ist, die Verständigungsbereitschaft angesichts harter historischer Fakten – etwa der Bewertung des Stalinismus nach 1945 – an klare ideologische Grenzen. Der Dialog über die deutsche Nachkriegsgeschichte scheiterte letztlich an der Unübersteigbarkeit und beiderseits ungebrochenen Bindekraft der je eigenen Perspektive, nicht an den Anverwandlungsängsten unter ostdeutschen Historikern⁵⁵.

52 Vgl. die Beiträge von Matthew Stibbe, Franka Maubach, Annette Leo und Christina Morina in diesem Band.

53 Vgl. den Beitrag von Klaus Latzel in diesem Band.

54 Broszat (1989), S. 20.

55 Vgl. dazu die Beiträge von Christoph Kleßmann und Marion Detjen in diesem Band.

Versucht man, die Ergebnisse der hier versammelten Beiträge als Teile eines Mosaiks zu betrachten, lassen sich für die deutsch-deutsche Zeitgeschichtsschreibung Momente und Phasen einer verdichteten Resonanz identifizieren. Diese finden sich, wie gesagt, vor allem (aber nicht nur) im Kontext runder Jahrestage und insgesamt in einer Geschichte konstanter Bezugnahmen, die nur durch die historiographische Funkstile der fünfziger Jahre unterbrochen wurde⁵⁶.

Die erste, intellektuell vielleicht ergiebigste Phase fällt in die unmittelbare Nachkriegszeit, in der der historische Schock und die daraus resultierende Uneindeutigkeit der Situation noch Raum für eine Suche nach historiographischer (und autobiographischer) Selbstvergewisserung über die politischen Lagergrenzen hinweg ließen. Matthew Stibbes Beitrag folgt Fritz Fischer, Fritz Klein, Willibald Gutsche und Gerhard Ritter in diesen Jahren auf ihrer »Reise mit offenem Ende durch die historische Zeit«, durch die Ruinen der traditionsreichen, kriegsaffinen und nun vermeintlich obsoleten »Politik der Stärke«. Franka Maubach zeigt eine ähnliche Offenheit am Beispiel der Auseinandersetzung um die vieldeutige Frage, »wie es dazu kommen konnte«. Sie findet in einem *close reading* zäsurnaher Arbeiten bemerkenswerte Bezugnahmen und Öffnungsbewegungen, die die »deutsche Katastrophe« beziehungsweise »deutsche Misere« so unterschiedlichen Historikern wie Alexander Abusch und Friedrich Meinecke, Gerhard Ritter und Ernst Engelberg in den ersten Nachkriegsjahren abrang – und die mit und nach den Staatsgründungen angesichts klarer (politischer) Positionierungen fast völlig verschwanden. Vor diesem Hintergrund erscheint die forcierte Abgrenzung in den fünfziger Jahren, die Phase der deutlichsten Abgrenzung, nicht zuletzt als Desillusionierung über den geringen Widerhall und die letztlich Inkompatibilität der verschiedenen Erklärungsversuche. Leo Stern, maßgeblich am spektakulären Auftritt der ostdeutschen Historiker auf dem Historikertag 1958 in Trier beteiligt, erklärte den von ihm wenige Jahre zuvor noch umworbenen Ritter nun zum »NATO-Historiker«; andersherum hielt Ritter Stern für einen »rote[n] Terrorist[en]«⁵⁷.

Eine geradezu paradoxe Allianz entstand trotz des Kalten Krieges im Kontext der Fischer-Kontroverse. Diese zweite Phase verstärkter Resonanz setzte um den Mauerbau herum ein und war von zwei unterschiedlichen Entwicklungen geprägt: der Durchsetzung einer traditionskriti-

56 Vgl. dazu die im Ortsregister mitverzeichneten Begegnungen ost- und westdeutscher Historiker auf Tagungen in- und außerhalb Deutschlands.

57 Vgl. den Beitrag von Matthew Stibbe in diesem Band.

schen, linksliberalen Geschichtsschreibung in der Bundesrepublik und einem durch den Mauerbau gewachsenen »Stärkebewußtsein« in der DDR⁵⁸. Beides begünstigte Bezugnahmen über die Mauer hinweg und parallel zur zunehmend eigenständigen Profilierung auf beiden Seiten. Matthew Stibbe widmet sich in seinem Beitrag dem wohl prominentesten Fall: Er schildert, wie Fritz Fischer und einige seiner Mitarbeiter seit Ende der fünfziger Jahre Zugang zu einschlägigen, in DDR-Archiven lagernden Quellen (wie dem »Septemberprogramm«) erhielten, und er beschreibt die Versuche zur argumentativen Koalitionsbildung am Rande des Westberliner Historikertags 1964 und im Kontext des 50. Jahrestages des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs. Ganz deutlich spiegeln sich in der Frage nach der Kriegsschuld und nach den Kontinuitäten in der deutschen Geschichte die ost-westlichen, aber auch die liberal-konservativen Konfliktlinien des Kalten Krieges. Zudem kann Stibbe Fischers kritisches historisches und zeitpolitisches Denken weit zurückverfolgen und stößt dabei in einer während der Gefangenschaft verfassten Notiz auf den Nukleus der These vom Doppelgriff nach der Weltmacht.

In dieser Phase eigentlich »rigider polemischer Abgrenzung«, das zeigt auch Klaus Latzel in seinem Beitrag, folgten der Schließung der innerdeutschen Grenze demnach bemerkenswerte Öffnungsbewegungen. Die makabre Ruhe, die der Mauerbau der SED verschafft hatte, steigerte das Selbstbewusstsein der DDR-Geschichtswissenschaft, sodass es vorübergehend sogar möglich wurde, den »objektiv antiimperialistischen Gehalt« westdeutscher Novemberrevolutionsforschungen als Fortschritt zu goutieren. Und Marion Detjen befasst sich mit den extrem unterschiedlichen Mauerbau-Narrativen der politischen und historischen Wissenschaften im Rahmen und jenseits des »Propagandakriegs«, der die sechziger Jahre zunächst prägte und, wenn auch zeitlich versetzt, mauerübergreifend in erstaunlich analoge Zäsursetzungen mündete.

Die mit dem Mauerbau manifeste, endgültig scheinende Teilung Deutschlands hatte historiographisch gesehen auch noch eine längerfristige Wirkung. Mit der betonierten Zweistaatlichkeit waren, wenn man so will, auch die beiden Geschichtswissenschaften souverän geworden, und so konnte in der Sicherheit der Teilung sowohl mit dem Entwurf der eigenen Meistererzählungen als auch mit der Analyse des Gegenübers begonnen werden. In Bezug auf den Zweiten Weltkrieg zeigt Christina Morina am Beispiel der beiden mehrbändigen Standardwerke *Deutschland im Zweiten Weltkrieg* (Ost, 1974-1979) und *Das Deutsche Reich und der*

58 Der Begriff bei Sabrow (1999), S. 144; ders. (2001), S. 280.

Zweite Weltkrieg (West, 1979-2010), dass seit Mitte der sechziger Jahre die gegenseitigen Bezugnahmen weniger polemisch und inhaltlich präziser wurden⁵⁹. Man erkannte in der Akademie der Wissenschaften ebenso wie im Militärgeschichtlichen Forschungsamt, dass Polemik und Feindbildpflege nicht (mehr) ausreichen, um die eigenen Geschichtsinterpretationen wirksam nach innen und nach außen vertreten zu können. Allorts stets aufmerksam verfolgte Begegnungen der Delegationen aus Ost und West, etwa auf dem Internationalen Historikerkongress in Moskau 1970, in San Francisco 1975 oder im selben Jahr auf einem Kolloquium zum Zweiten Weltkrieg in Weimar unterstrichen diese Notwendigkeit besonders eindringlich. Zudem wurde sie von den zum kollektiven, ja staatstragenden Auftreten verdamnten Historikern auch als solche formuliert und problematisiert – in der Bundesrepublik offen in Zeitungsberichten, in der DDR auch in geheimen MfS-Berichten⁶⁰.

Darüber hinaus entstanden einige Sammelwerke, die ausschließlich der Rezeption der jeweils anderen Historiographie gewidmet waren. *Die unbewältigte Vergangenheit* (1971) zeigt paradoxerweise – neben der außerordentlich scharfen Polemik – eine ebenso gründliche Lektüre der westlichen Historiographie wie die ungleich sachlicher gehaltene Enzyklopädie *Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft* (1966-1972)⁶¹. Und nicht zuletzt entstand gegen Ende der sechziger Jahre ein manifestes Interesse an einem undogmatischen geschichtstheoretischen Austausch. Dieses im Umkreis der Bielefelder Sozialgeschichte auch marxistisch inspirierte Nachdenken über die Grundlagen der Geschichtswissenschaft als historischer Soziologie, über die Bedeutung und Relevanz von »Partei-

59 Das westliche Vorhaben kann als Antwort auf die Herausforderung durch den Mehrbänder und andere kriegs- und wirtschaftshistorische Arbeiten aus der DDR gelesen werden. Vgl. die einschlägigen Rezensionen des amtierenden Leitenden Historikers am MGFA, Andreas Hillgruber, in: Hillgruber (1970, 1975, 1976). In diesem Kontext sei ferner auf die gründliche Kommentierung der deutschen Übersetzung eines sowjetischen Standardwerkes zum Zweiten Weltkrieg verwiesen, die Hillgruber 1961 gemeinsam mit Hans-Adolf Jacobsen herausgab; vgl. Telpuchowski (1961).

60 Vgl. z. B. Heinrich August Winkler, Kein Historiker entrinnt seiner Gegenwart, in: FAZ, 3.9.1975, S. 19; Bauerfeind/Brühl/Engelberg u. a. (1976) sowie »IM-Ernst« (Olaf Groehler), Bericht über Streisands Einschätzung des Historikerkongresses in San Francisco (8.10.1975), in: BStU, MfS AP 2632/80.

61 Vgl. Lozek u. a. (1971); Kernig (1966) sowie die Sonderausgabe daraus mit den Stichwörtern zur Geschichte: Mommsen/Schieder (1974). Die *Enzyklopädie* befasste sich nicht vorrangig mit der DDR-Geschichtsschreibung, sondern vor allem mit der sowjetischen.

lichkeit« und »Objektivität« war sowohl von öffnender Neugier als auch von prinzipieller Abgrenzung getragen und fand in bis heute einflussreichen Aufsatzsammlungen seinen Niederschlag⁶².

Die dritte Verdichtungsphase rund um den 40. Jahrestag des Kriegsendes 1985 wurde oben bereits erwähnt, und insgesamt stellen die achtziger Jahre das Jahrzehnt der intensivsten zeithistorischen Verständigungsversuche dar. Neben den genannten Projekten wäre auch auf die bislang wenig erforschten, im Grunde doppelt subversiven Allianzen zwischen Faschismusforschern in der DDR und linksorthodoxen Historikern in der Bundesrepublik zu verweisen, die, wie Christina Morina andeutet, im Windschatten der 68er-Bewegung das Prinzip der »friedlichen Koexistenz« auf ganz eigene Weise zugleich zu verwirklichen und zu unterlaufen suchten. Wie die gegenseitige Rezeption den eigenen Ansatz zugleich herausfordern und bestätigen konnte, dies zeigt Annette Leo in ihrem Doppelpor­trät der wohl einflussreichsten NS- beziehungsweise Faschismus-Forscher in beiden Staaten, Hans Mommsen und Kurt Pätzold. In 13 Fragmenten umkreist sie vorsichtig und präzise die Genese und Rezeption zweier zu Beginn der achtziger Jahre entstandener Kerntexte der Holocaustforschung und findet dabei eine subtile und am Ende implizit gebliebene thematische Annäherung Pätzolds an die funktionalistische Schule in der Bundesrepublik. Hans Mommsen seinerseits integrierte Pätzolds Quellenfunde explizit in seine Interpretationen. Gleichwohl blieben die Argumentationen am Ende unvereinbar. Diese disparaten Ergebnisse ebnet der resonanzgeschichtliche Ansatz keinesfalls ein. Vielmehr lässt sich zeigen, dass beide Geschichtsschreibungen in unterschiedlichem Maße eigenständig *und* aufeinander bezogen waren – souverän und interdependent zugleich.

Man könnte mit Blick auf den Beitrag von Krijn Thijs ohne wohlfeile Ironie eine vierte Phase verdichteter Resonanzen hinzufügen. Sie stellt den abrupten, aber keineswegs endgültigen Abschluss der Begegnungsgeschichte der achtziger Jahre dar, denn die nun erzwungene, offene Auseinandersetzung in der formal nicht mehr geteilten Disziplin schloss unter dramatisch veränderten und existenziell dringlichen Vorzeichen an die Gesprächsversuche vor 1989 an. Viele ostdeutsche Histo-

62 Vgl. Koselleck (1977). Ein Jahrzehnt später kamen DDR-Geschichtstheoretiker in westdeutschen Standardwerken ausführlich zu Wort; vgl. Küttler (1988). Das DDR-»Pendant« – ohne dass hier näher auf die direkten und indirekten Bezüge der beiden Bücher eingegangen werden kann – ist Engelberg/Küttler (1977), das im selben Jahr wie Kosellecks Aufsatzsammlung erschien; vgl. dazu auch oben Anm. 21.

riker mussten einsehen, wie fadenscheinig die Bande waren, die nur wenige Jahre zuvor geknüpft worden waren, wie fragil der Dialog über die Systemgrenzen hinaus tatsächlich geblieben war. Thijs' Beitrag ist genau jenem Erfahrungsraum gewidmet, der sich mit dem Fall der Mauer am 9. November 1989 öffnete und nicht nur die große Geschichte brach, sondern unzählige gebrochene Geschichten kreierte. Er zeigt, wie stark gerade in dieser Zeit die über Jahre ausgeprägte wissenschaftliche Optik die Deutung der Gegenwart präfigurierte. Es waren nicht zuletzt in der Bundesrepublik etablierte Geschichtsbilder, mithilfe deren das Ende der DDR als das Ende des »deutschen Sonderwegs« (Kocka, Winkler) interpretiert wurde. Und es war das westlich-universelle Verständnis von Wissenschaftlichkeit, das nun bei der Evaluierung ostdeutscher Historiker angelegt wurde. Krijn Thijs schildert multiperspektivisch nicht nur die Dramatik des gesellschaftlichen Umbruchs, sondern auch die Intensität des Rechtfertigungsdrucks, die *beiden* Wissenschaftskulturen plötzlich entgegenschlug. Dieser letzte Beitrag zeigt die Relevanz und zugleich die Fragilität der moralischen und wissenschaftlichen Grundlagen einer Profession, deren Akteure ihr Sujet – die Zeitgeschichte – gelegentlich als die Gegenwart des eigenen Lebens zu verhandeln herausgefordert sind.

Die sich aus der Gesamtschau auf die Historikerkontakte zwischen 1945/49 und 1989 ergebende These einer klar(er) konturierten Eigenständigkeit beider Disziplinen hat vor allem für die Wahrnehmung der DDR-Geschichtswissenschaft Konsequenzen. Denn nimmt man den doppelten Blick der beteiligten Historiker als eine stetige Herausforderung zum Perspektivenwechsel ernst, dann findet sich auf östlicher Seite keinesfalls nur die Angst vor einem ansteckungsbedingten, existenzbedrohenden Orientierungs- und Bedeutungsverlust. Wohl waren sich viele, selbst die SED-treuesten Historiker der ungleich stärkeren Reglementierung ihrer Forschung und des daraus resultierenden Aufholbedarfs in der Empirie bewusst. Dennoch kann von einer verbreiteten Furcht vor einer Kontaktallergie, die die ostdeutsche Geschichtswissenschaft in ebendem Moment von innen her ergriff, als sie sich auf den »objektiven Gegner« einließ (anstatt ihn nur zu bekämpfen), keine Rede sein. Stattdessen stritten hier, wie das Eliten-Projekt exemplarisch zeigt, nach Jahrzehnten eigenständiger disziplinärer Entwicklung zwei durchaus autonome, im Wortsinne selbstbewusste Forschergemeinschaften miteinander – und zwar stets mit dem Ziel vor Augen, die jeweils andere Seite mittelfristig von den eigenen wissenschaftlichen Argumenten und langfristig auch von der vermeintlich überlegenen weltanschaulichen Position zu überzeugen.

Dass *eine* Erklärung für diese Entwicklung in den diametral entgegengesetzten Perspektiven lag, die nach 1945 in beiden Teilen jeweils dominant wurden, zeigt Christina Morina anhand des Wiederhalls der Kriegs- und Nachkriegserfahrungen im Werk von sechs Weltkriegsforschern. Hieran lässt sich der erfahrungsgeschichtliche Ertrag unseres Vorhabens exemplarisch aufzeigen. Mittels einer Relektüre von bis heute einflussreichen Büchern über Wehrmacht, Vernichtungs- und Bombenkrieg, die im Ost-West-Konflikt nicht selten im Modus eines fortgesetzten Fronteinsatzes verfasst wurden, identifiziert sie zwei engagierte, zwischen Triumph (über den Nationalsozialismus) und Demütigung (in der totalen Niederlage) oszillierende historische Erzählperspektiven. Diese waren gelegentlich recht deutlich und explizit von den Kriegserfahrungen und den eng damit zusammenhängenden Welt- und Selbstbildern ihrer Verfasser geprägt.

Die vermeintlich »außerwissenschaftliche« Dimension dieser Arbeiten wird gerade in Bezug auf die konkreten Erfahrungen während des Krieges auch in den Beiträgen von Matthew Stibbe, Klaus Latzel und Franka Maubach ausgeleuchtet. Dennoch erschöpft sich diese Dimension nicht (diachron) im Krieg als Erfahrungsraum, sondern schließt (synchron) genauso die Realität der Nachkriegsjahre und der deutschen Teilung ein. Das zeigt sich etwa in Annette Leos Kapitel mit Blick auf die starken Väteridentifikationen in den Biographien der »Spätgeborenen« Kurt Pätzold und Hans Mommsen, die einer politischen Identifikation gleichkamen und nach der »die Geschichte« als Auftrag verstanden wurde, der zu erfüllen war. Noch gegenwartsnäher folgen wir im Beitrag von Marion Detjen einem Protagonisten der DDR-Mauerforschung bis auf den Dachboden eines Rathauses an der Grenze zu West-Berlin – dorthin, wo er aufgewachsen war und wo er nun mithilfe familiärer Netzwerke längst vergessene Akten zum »Grenzgängerproblem« fand und sich damit dieses Forschungsthema überhaupt erst erschloss. Schließlich schauen wir im Beitrag von Krijn Thijs den jungen »Wilden« über die Schulter, die sich im Revolutionsjahr 1989/90 »zum ersten Mal als Historiker wichtig« fühlten und in triumphaler Aufbruchstimmung frisch entwendete Stasiakten in die Schreibmaschine tippten und unter dem Titel *Ich liebe euch doch alle* als erste Edition von MfS-Unterlagen veröffentlichten.

Prägender als die persönliche, »qualmende« Kriegsgeschichte war also letztlich der ungeteilte deutsch-deutsche Erfahrungsraum einer geteilten Wissenschaft – mit zwei weitgehend eigenständigen, das heißt spezifischen Wissenschaftsverständnissen und -identitäten und jeweils »hausgemachten« historiographiegeschichtlichen Entwicklungen. In der Bun-

desrepublik wandten sich viele (nicht nur jüngere) Historiker auf lange Sicht von einseitig argumentierenden, intentionalistischen und hitlerzentrierten Deutungen ab, die den Nationalsozialismus als »Störfall« in der deutschen Geschichte verstanden. Die in ostdeutscher Sicht »fortschrittlich-bürgerliche« Sozialgeschichte entwickelte stattdessen das Sonderweg-Paradigma, das über die Geschichte der alten Eliten eine Traditionslinie zum Nationalsozialismus nachzuweisen suchte. Auf DDR-Seite setzte sich (zu) langsam die Einsicht in die Beschränktheit von Imperialismus- und Agententheorien durch; auch andere Eliten und gesellschaftliche Schichten rückten im Rahmen einer breiteren Ursachenforschung zunehmend in den Blick. Das am Ende doch produktive Eliten-Projekt zeigt wohl am eindrucklichsten, wie beide Seiten meinten, der jeweils anderen über Themenstellung und Terminologie Zugeständnisse abtrotzen beziehungsweise eine »fortschrittliche« Tendenz in der gegnerischen Geschichtswissenschaft unterstützen zu können. Diese Form eines spezifischen, vor allem für die DDR-Seite hochpolitischen, dabei aber durchaus wissenschaftlichen Kriterien verpflichteten Austauschprozesses lässt sich weder mit dem Begriff der Abgrenzung noch dem der Anverwandlung hinreichend beschreiben.

Mit der Bemerkung, das Schreiben von Geschichte erleichtere ihr Aushalten, verwies einst der griechische Geschichtsschreiber Polybios auf die Sinn, Einsicht und vielleicht sogar Trost stiftende Erwartungshaltung, mit der sich Zeitgenossen – und darunter wohl ganz besonders die als Zeithistoriker tätigen – der Geschichtsschreibung widmen⁶³. Die acht Beiträge dieses Bandes sondieren die Fragen und Antworten, mit denen deutsche Zeithistoriker nach 1945 diesem Bedürfnis und dieser Erwartungshaltung begegneten. Sie tauchen dafür tief in die Erfahrungsräume ein, in die die Protagonisten über ihre individuellen Lebenswege eingebunden waren und die zugleich das extrem gewaltsame und konfliktreiche 20. Jahrhundert als kollektiven Erfahrungsraum sichtbar machen.

63 Vgl. Maier (2012), S. 24.

Bedeutendes in Ost-Berliner Verlagen publiziert

Einem ausgewiesenen Gelehrten wie Willibald Gutsche für seinen ebenso quellen-sättigten und informativen wie im Urteil abgewogenen Aufsatz über Wilhelm II. in seinem Doerner Exil 1919–1941 (F.A.Z. vom 28. August) die dafür notwendige „moralische Legitimation“ abzusprechen, das ist die überhebliche Sprache eines „Wessi“ gegenüber einem „Ossi“, die gerade heute unerträglich ist. Dr. Ehrenfeuchter aus Göttingen kritisiert, wie er sagt, Willibald Gutsche „vor allem wegen der Rolle, die (dieser) in der ehemaligen DDR gespielt“ haben soll, und zählt ihn zu den „führenden Ideologen der früheren DDR“ (F.A.Z. vom 12. September).

Der Kritiker übersieht dabei, daß Gutsche von den Oberen der DDR gemaßregelt wurde, weil seine Geschichtsanschauung sich zu sehr Denkformen des Westens angenähert habe, und daß Texte von ihm eingestampft wurden. Dieser Mann, Willibald Gutsche, geboren 1926 in Erfurt, wo er heute noch wohnt, war 1946 zwanzig Jahre alt und hat sich durch selbständige wissenschaftliche Forschung ein internationales Ansehen erworben, so daß er 1961 Mitarbeiter am Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR wurde. (Daß sein Geschichtsstudium in Jena 1954–1956 nur zwei Jahre dauerte, lag am dortigen System; im übrigen hat Gutsche als Doktorand im Historischen Seminar der Universität Jena bis zu seiner Promotion 1959 sich wissenschaftlich fortgebildet.)

Unter den Schriften von Gutsche verweise ich auf die bedeutende Biographie über Theobald von Bethmann Hollweg 1856–1921 „Aufstieg und Fall eines kaiserlichen Reichskanzlers“ (Akademie-Verlag, Berlin 1973) und auf die gleichbedeutende Biographie über Wilhelm II. „Der letzte Kaiser des Deutschen Reiches“ (Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1991), ergänzt durch die Studie „Ein Kaiser im Exil“ (277 Seiten, Ver-

lag Hitzeroth, Marburg 1991). Diese Arbeiten reihen sich ein in die in den letzten Jahren neubelebte Forschung im In- und Ausland über Wilhelm II. (wie die Biographie von Lamar Cecil, Vereinigte Staaten, und die Vorstudien und die zu erwartende große Biographie von John Röhl, Sussex, England).

Der Kritiker Ehrenfeuchter wählt zur Begründung seiner abwertenden Behauptungen über Willibald Gutsche Zitate aus dessen Buch „Der gewollte Krieg. Der deutsche Imperialismus und der Erste Weltkrieg“ (Köln 1984, Pahl-Rugenstein Verlag), in dem unter anderem von den „herrschenden Klassen (Deutschlands) und ihrer Expansionsinteressen“ die Rede ist, wo vor allem aber der „Opportunismus“ der Mehrheit der sozialdemokratischen Führer getadelt wird. Diese Sprache ist geprägt von der in der damaligen DDR vorherrschenden Anschauung. Man mag Begriffe und Akzentsetzung im einzelnen anders sehen wollen – aber ein ernsthaftes wissenschaftliches Angehen der Probleme wird man dem Buch nicht absprechen können. Dabei kann doch dem Kritiker von Gutsche nicht entgangen sein, daß schon seit 1959/61, also schon 25 Jahre vor 1984, eine große Kontroverse über die genannten Probleme im Gange war, ausgelöst durch meine Schriften, die mit der DDR und ihrem System nicht das geringste zu tun hatten und die, angeregt von der französischen, englischen und amerikanischen Geschichtswissenschaft und ihrer Methodik aufgrund ausgedehnter Quellenstudien zu sehr kritischen Ergebnissen im Urteil über die deutsche Politik (und damit auch über Wilhelm II.) und ihre ökonomisch-sozialen wie machtpolitisch-ideologischen Voraussetzungen kamen.

Ich bedauere also diesen Angriff auf einen jüngeren Kollegen, der das Unglück hatte, nach seinem Lebensgang ein „Ossi“ zu sein.

Professor em. Dr. Fritz Fischer, Hamburg

Flüchtige Allianzen

Der Erste Weltkrieg als Erwartungshorizont und Explanandum

MATTHEW STIBBE

Als im Herbst 1991 die Vorbereitungen für den ersten Jahrestag der deutschen Wiedervereinigung auf Hochtouren liefen, tobte in der Leserbrief-Sektion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* eine heftige Auseinandersetzung. Deren zwei Protagonisten waren Bernhard Ehrenfechter, promovierter Historiker und pensionierter Göttinger Beamter, der 1990 aus dem Ruhestand zurückgekehrt war, um beim Aufbau eines Landesprüfungsamtes in Ostdeutschland mitzuarbeiten¹, sowie Fritz Fischer, weltbekannter Experte für die deutsche Kriegszielpolitik während des Ersten Weltkriegs und emeritierter Professor der Universität Hamburg. Der Anlass ihres Streites war ein *FAZ*-Artikel des ostdeutschen Historikers Willibald Gutsche vom 28. August 1991. Unter dem Titel *Ex-Kaiser und »Saurepublik«* hatte dieser versucht, bisher noch unbekannte Kontakte zwischen Kaiser Wilhelm II. in seinem Doorner Exil und nationalsozialistischen Weimar-Kritikern nachzuweisen². Diese seit den zwanziger Jahren bestehenden Verbindungen, die bis zum Tod des Exkaisers 1941 bestanden, so Gutsche, waren Teil seiner (letztlich gescheiterten) Strategie, die Hohenzollern-Monarchie wiederzuerrichten, die parlamentarische durch eine autoritäre Regierung zu ersetzen und nach 1933 Hitlers nationalsozialistischen Staat direkt zu unterstützen³.

Ehrenfechter protestierte in seinem *FAZ*-Leserbrief vom 12. September nicht nur dagegen, den ehemaligen Kaiser mit dem Antisemitismus

* Aus dem Englischen übersetzt von Christine Brocks. Mein besonderer Dank gilt Stephan Petzold für die Genehmigung, drei Archivfunde aus seiner englischsprachigen Doktorarbeit *Fritz Fischer and the Rise of Critical Historiography in West Germany* in ihrer ursprünglichen deutschen Fassung zu zitieren. Außerdem möchte ich Jan-Hinrich Fischer, Annika Mombauer, Hartmut Pogge von Strandmann und John Röhl danken.

- 1 Ehrenfechter promovierte 1951 beim nationalkonservativen Zeithistoriker Siegfried Kaehler; vgl. Ehrenfechter (1951).
- 2 Willibald Gutsche, *Ex-Kaiser und »Saurepublik«*. Der Flirt Wilhelms II. mit den Nationalsozialisten, in: *FAZ*, 28.8.1991, S. N3 f.
- 3 Vgl. Gutsche (1991a); ders. (1991b).

der Nationalsozialisten in Verbindung zu bringen. Gutsche fehle es außerdem an »moralischer Legitimation«, um solche Behauptungen aufzustellen. Er sei nämlich ein typisches Produkt der ostdeutschen Historikerkunft, die nach wie vor starr am Marxismus-Leninismus festhalte und damit an einer Ideologie, die ihre Gegner für »faschistoid« erkläre und wissenschaftlich-objektive Standards dem Klassenkampf-Dogma opfere. Zum Beweis führte Ehrenfeuchter einige Zitate aus Gutsche Arbeit *Der gewollte Krieg* (1984) an, worin die herrschenden Kreise im kaiserlichen Deutschland und die »opportunistische Mehrheit« der SPD-Reichstagsfraktion, die 1914 die Kriegskredite mit bewilligt hatte, scharf kritisiert wurden. Die *FAZ*, empörte sich Ehrenfeuchter schließlich, hätte die Publikation eines Artikels von einem Autor wie Gutsche gründlicher abwägen müssen: »Ich sehe einerseits ein, daß in unserem freiheitlichen System eine Zeitung für jedermann offen sein muß, kann aber dennoch nur schwer akzeptieren, daß führende Ideologen der früheren DDR über Beiträge in einer angesehenen Zeitung gewissermaßen durch die Hintertür neue Reputation zu erlangen versuchen. Wer sich in der damaligen DDR schwer kompromittiert hat, sollte sich in Schweigen zurückziehen – oder in PDS-Zeitungen veröffentlichen.«⁴

Die *FAZ* hatte zuvor bereits zwei weitere kritische Leserbriefe zum Thema abgedruckt, doch erst der scharfe und persönlich verletzende Ton des Ehrenfeuchter-Briefes rief Fritz Fischer auf den Plan. In seiner Erwiderung vom 25. September warf er Ehrenfeuchter vor, seine Behauptungen seien nichts als »die überhebliche Sprache eines ›Wessi‹ gegenüber einem ›Ossi‹, die gerade heute unerträglich ist«. Weit davon entfernt, zu einem der »führenden Ideologen der früheren DDR« zu gehören, zeichne sich Gutsche gesamte berufliche Laufbahn durch ein »ernsthafte wissenschaftliches Angehen der Probleme« des Ersten Weltkriegs und seiner Folgen aus. Er habe einige vorzügliche Monographien über Theobald von Bethmann Hollweg und Kaiser Wilhelm II. vorgelegt, die sowohl die (west-)deutsche wie auch die angelsächsische Geschichtsschreibung beeinflusst hätten. Darüber hinaus habe Gutsche häufig Schwierigkeiten bekommen, »weil seine Geschichtsauffassung sich zu sehr an Denkformen des Westens angenähert habe«. Es sei ungerecht und nicht vertretbar, einen Kollegen anzugreifen, »der das Unglück hatte, nach seinem Lebensgang ein ›Ossi‹ zu sein«. Schließlich vermutete Fischer hinter der Attacke auf Gutsche eine versteckte Agenda, nämlich den Versuch der

4 Bernhard Ehrenfeuchter, Mit fehlender moralischer Legitimation, in: *FAZ*, 12.9.1991, S. 13.

westdeutschen Honoratioren, die historische Reputation des alten Kaiserreiches vor wissenschaftlicher Kritik zu schützen. Primär gehe es daher gar nicht um eine Auseinandersetzung mit den autoritär-dogmatischen Praktiken in der DDR: »Dabei kann doch dem Kritiker von Gutsche nicht entgangen sein, daß schon seit 1959/61 [...] eine große Kontroverse über die genannten Probleme im Gange war, ausgelöst durch meine Schriften, die mit der DDR und ihrem System nicht das geringste zu tun hatten und die, angeregt von der französischen, englischen und amerikanischen Geschichtswissenschaft und ihrer Methodik aufgrund ausgedehnter Quellenstudien zu sehr kritischen Ergebnissen im Urteil über die deutsche Politik (und damit auch über Wilhelm II.) und ihre ökonomisch-sozialen wie machtpolitisch-ideologischen Voraussetzungen kamen.«⁵

Der Schlagabtausch in der *FAZ* ist aus zwei eng miteinander verwobenen Gründen interessant. Zunächst zeugt er von einer geopolitischen Zeitachse, die nicht linear ist, sondern Raum gibt für die Bewegung von Menschen und Ereignissen in der historischen Zeit. Am Anfang dieser Achse erscheint Wilhelm II., der Gutsche Artikel zufolge im Juni 1940 Hitler zum »von Gott geschenkten gewaltigen Siege« über Frankreich gratulierte und wenig später schrieb: »Die brilliant führenden Generale dieses Krieges kommen aus *Meiner* Schule, sie fochten unter Meinem Kommando im Weltkrieg als Leutnants, Hauptmänner oder junge Majore.«⁶ In der Mitte taucht die Nachkriegszeit mit der Besetzung und Teilung Deutschlands auf, die 1961 mit dem Mauerbau zementiert wurde – just in jenem Jahr, in dem Fritz Fischers *Griff nach der Weltmacht* die sogenannte Fischer-Kontroverse auslöste. Und am Ende stehen 1989/90 der Mauerfall und die Wiedervereinigung, obgleich die »geteilte Vergangenheit« in der diskursiven Dissonanz zwischen »Ossis« und »Wessis« äußerst präsent blieb.

Darüber hinaus verweist die Auseinandersetzung in den *FAZ*-Leserbrief-Spalten auf die Notwendigkeit einer integrierten deutschen Nachkriegsgeschichte, und das Beispiel der Historikerschaft im geteilten Deutschland scheint dafür auf ganz besondere Weise geeignet zu sein.

5 Fritz Fischer, *Bedeutendes in Ost-Berliner Verlagen publiziert*, in: *FAZ*, 25.9.1991, S. 13.

6 Gutsche, *Ex-Kaiser und »Saurepublik«* (Anm. 2) [H. i. O.]. Vgl. Gutsche (1991b), S. 204 f., wo er Wilhelms zweite Aussage in ihrer ursprünglichen englischen Fassung zitiert: »The brilliant leading Generals in this war come from *My* school, they fought under *My* command in the world war as lieutenants, captains or young majors.«

Existierte unter den Bedingungen des Kalten Krieges überhaupt ein gemeinsamer Gesprächsraum? War ein substantieller Gedankenaustausch zwischen Historikern in Ost und West möglich? Oder machten die ideologischen und institutionellen Barrieren, die jeweils übergreifenden Narrative und die mit der Teilung gewachsenen gegensätzlichen Geschichtsbilder und Vorstellungen von »historischer Wahrheit« einen solchen wissenschaftlichen Austausch ganz einfach *undenkbar*? Und schließlich – ausgehend von der Tatsache, dass institutionelle Barrieren und kulturelle Missverständnisse zweifelsohne existierten: Inwiefern waren die die historische Wissensproduktion prägenden alltäglichen Praktiken und Annahmen samt der ihnen zugrunde liegenden, oft verdeckten Regeln und Kompromisse vor 1989 überhaupt *kommunizierbar* und damit für die jeweils andere Seite *verstehbar*?

Zur Beantwortung dieser Fragen nimmt der vorliegende Aufsatz die historische Forschungsliteratur über die Ursachen, den Verlauf und die Folgen des Ersten Weltkriegs in beiden deutschen Staaten zwischen 1945 und 1989 in den Blick und betrachtet dabei insbesondere vier Historiker: für die Bundesrepublik Gerhard Ritter (1888-1967) und Fritz Fischer (1908-1999) und für die DDR Fritz Klein (1924-2011) und Willibald Gutsche (1926-1992). Zu den wichtigen *miterfahrenen* zeithistorischen Ereignissen im Leben der Protagonisten gehören der Erste und der Zweite Weltkrieg, die erste deutsche Republik und das »Dritte Reich«, die »Stunde Null« 1945, die Gründung der beiden deutschen Staaten 1949, die beiderseitige Wiederbewaffnung und Integration in NATO und Warschauer Pakt, die Teilung der deutschen Geschichtswissenschaft mit der Gründung einer DDR-Historikergesellschaft 1958, der Bau der Berliner Mauer 1961 und die graduelle »Normalisierung« der Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten seit der Mitte der sechziger Jahre. Allein dass die Fischer-Kontroverse über die deutschen Kriegsziele im Ersten Weltkrieg im selben Jahr begann wie der Mauerbau und dass sie ihren Höhepunkt auf dem Historikertag vom 7. bis zum 11. Oktober 1964 in Westberlin erlebte – nur wenige Tage vor dem Fall Chruschtschows in der Sowjetunion –, zeigt schon, wie lohnenswert eine Untersuchung der deutsch-deutschen Historikerkontakte im Kontext mehr oder weniger explosiver internationaler politischer Spannungen bis in ihre feinen Verästelungen hinein sein kann.

Die Teilung Deutschlands erlebten die vier Protagonisten zu jeweils unterschiedlichen Zeitpunkten in ihrer persönlichen und beruflichen Entwicklung. Sie hatten alle bereitwillig im Ersten oder Zweiten Weltkrieg gekämpft und damit das Grauen der modernen Kriegführung

hautnah miterlebt – ob als Frontkämpfer, Flakhelfer und/oder Kriegsgefangener, ob als Aggressor (in Polen, Belgien und Frankreich 1915–1918 oder an der Ostfront 1942) oder als Besiegter (Deutschland 1918 und 1945). In der Folge des Ost-West-Konfliktes, der neuen ideologischen Parameter des Kalten Krieges und der neuen Möglichkeiten beziehungsweise der Beschränkung von Auslandsreisen veränderte sich später der »Erwartungshorizont« (Koselleck) und mit ihm die Interpretation von (vergangenen) Zeiten des Krieges, der Nachkriegszeit und den Jahren nach 1946/47. Natürlich spielen auch die historischen Prozesse, in die Menschen mit ihrer Geburt geworfen werden, eine Rolle für die Zugehörigkeit zu einem generationell spezifischen Erfahrungsraum. Mary Fulbrook hat in ihrer generationsgeschichtlichen Analyse der deutschen Diktaturen im 20. Jahrhundert hervorgehoben, dass das Lebensalter der Zeitgenossen für die Bewältigung von traumatischen Ereignissen von großer Bedeutung war⁷. Fulbrook bezieht sich hier in erster Linie auf das gewaltsame Ende des »Dritten Reiches« und die unmittelbare Nachkriegszeit. Doch fast ebenso verwirrend, wenn auch nicht ganz so zerstörerisch, wirkten die zunehmenden politischen und ideologischen Spannungen seit 1946/47 beziehungsweise 1955, die 1961 mit dem Mauerbau ihren Höhepunkt erreichten, sowie das Rüstungswettrennen und die nukleare Bedrohung in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren. Trotz dieser langen Reihe von Krisen gab es durchgehend Kommunikation und Kontakte zwischen Historikern in beiden deutschen Staaten, basierend auf häufig vollkommen verschiedenen Erfahrungen und Erwartungen, die oft eine wichtige Rolle für die Wahl von Forschungsthemen und -methoden spielten. Am Beispiel der Forschungen zum Ersten Weltkrieg im geteilten Deutschland soll dies anhand der Lebensläufe und beruflichen Karrieren von Ritter, Fischer, Klein und Gutsche sowie der vielschichtigen Rezeption ihrer Arbeiten gezeigt werden.

*Staatsvernunft statt »Katastrophenstimmung«:
Gerhard Ritters »Korrektur der Kritik«*

Gerhard Ritter war ein, vielleicht der führende Vertreter einer Generation nationalkonservativer Historiker, die durch den aktiven Dienst an der Front des Ersten Weltkriegs tief geprägt war⁸. Im Februar 1915 wurde

⁷ Vgl. Fulbrook (2011), S. 305.

⁸ Vgl. Cornelißen (2002).

Ritter im Alter von 26 Jahren eingezogen und zunächst in Russisch-Polen eingesetzt, wo er an der »großen Durchbruchsschlacht« zur Eroberung Warschaus teilnahm. Im Oktober wurde er nach Flandern und Nordostfrankreich versetzt. Ritter nahm an einigen der »Materialschlachten« an der Westfront teil, wurde dreimal verwundet und geriet am 5. Mai 1917 vorübergehend in französische Gefangenschaft, aus der er durch einen deutschen Gegenangriff wieder befreit wurde. Er kämpfte außerdem in der deutschen Frühjahrsoffensive 1918. Schließlich schickte man ihn im September 1918 als Bezirksadjutanten nach Pommern, wo er bis Mitte Februar 1919 stationiert war⁹. In vielen Feldpostbriefen berichtete er seiner Familie über seine Erlebnisse im Krieg. So schrieb er beispielsweise am 20. März 1917 an seine Eltern: »Die Erinnerung an die Schrecken und Leiden dieses Krieges wird die Jahrhunderte überdauern; er wird die Sage späterer Generationen werden.«¹⁰ Diese persönlichen Erfahrungen hat er nirgends in seinen späteren historischen und politischen Arbeiten explizit thematisiert. Dennoch sind sie darin eingeflossen.

So entwickelte er zusammen mit Kollegen wie Siegfried Kaehler, Fritz Hartung, Friedrich Baethgen, Hans Herzfeld, Percy Ernst Schramm und Egmont Zechlin eine ausgesprochen profilierte Erzählung über die Ursachen und den Verlauf des Krieges. Dieses zwar höchst patriotische, aber nicht der NSDAP nahestehende Narrativ prägte den öffentlichen Diskurs in der Weimarer Zeit entscheidend und konnte von den aufstrebenden Nationalsozialisten nicht gänzlich ignoriert und verdrängt werden. Die Historiker der »Frontgeneration« verwendeten seit den zwanziger Jahren einen Gutteil ihrer beruflichen Karriere vor allem darauf, die »Kriegsschuldlüge« zu entkräften und die vermeintlichen Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages zu verurteilen, während sie gleichzeitig ein »anhaltendes Schweigen über das jeweils eigene Kriegerlebnis«¹¹ an den Tag legten. Dieses Schweigen kann zum Teil als eine Art »patriotische Selbstzensur«¹² verstanden werden. Zugleich entsprang es wohl einer tiefen Besorgnis unter nationalkonservativen Intellektuellen der Weimarer Zeit, die fürchteten, dass nicht nur das »Heldentum« des Ersten Weltkriegs, sondern selbst der Begriff des »Heroismus« – gleich anderen alt-hergebrachten Tugenden wie »Ehre«, »Treue« und »Gemeinschaft« – im aufziehenden massenmedialen Zeitalter dem öffentlichen Spott preisge-

9 Vgl. Cornelißen (2001), S. 65f.

10 Ebenda, S. 73.

11 Cornelißen (2002), S. 314.

12 Herwig (1996) [Übersetzung M.S.].

geben werden würde¹³. Noch größer waren die Befürchtungen Ritters und gleichgesinnter Historiker, dass diese konservativen Werte angesichts der »hochgradig politisierten« Kriegserinnerungen¹⁴ verschiedener rivalisierender Veteranenorganisationen in den zwanziger und dreißiger Jahren ihre Bedeutung völlig verlieren und so für kulturelle oder erzieherische Zwecke für immer unbrauchbar werden könnten.

Die Verstöße gegen den Versailler Vertrag (1935/36), die frühen militärischen Erfolge der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg (1939/40) und schließlich die brutale Wirklichkeit von Terror, Niederlage und Besatzung (1943/45) veränderten den »Erwartungshorizont« dramatisch und führten zu einer Verschiebung des narrativen Fokus. Vor allem im Falle Ritters erwuchs daraus sowohl ein Streben nach einem tieferen historischen Verständnis der Ursachen des Ersten Weltkriegs, basierend auf einer gewissenhaften Analyse von Quellen und Kontexten (*Erster Weltkrieg als Explanandum*), als auch eine Tendenz, die Bedeutung des »Militarismus« angesichts der auf ihn folgenden Erfahrungen des totalen Krieges und der totalen Niederlage zu überdenken. Obwohl Ritter zu alt war, um auch im Zweiten Weltkrieg als Soldat zu kämpfen, bewegte ihn dessen Verlauf, er (be-)traf ihn persönlich. Wegen seines Engagements innerhalb konservativer Widerstandskreise verbrachte er die letzten Kriegsmonate in einem Gestapo-Gefängnis. Im Vorwort des seit 1941 geplanten und 1954 veröffentlichten ersten Bandes seiner Studie über *Das Problem des »Militarismus« in Deutschland* heißt es: »Dieses Buch ist eine Frucht seelischer und geistiger Erschütterungen des Zweiten Weltkriegs. Die Frage, ob und wie sich die Dämonie einer hemmungslos entfesselten Kriegstechnik bändigen lasse durch echte Staatsvernunft, ist noch keiner Generation zu einem so tief aufwühlenden Lebensproblem geworden wie der unsern. Für uns Deutsche nahm sie noch die besondere Gestalt an: wie es geschichtlich gekommen sei, daß unsere Nation zur Gefolgschaft eines so extremen Militaristen werden konnte, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte – eines Dämons, der den guten deutschen Namen zum Schrecken und Abscheu Europas machte.«¹⁵

In einer ersten Phase nach 1945 wurde zur Beantwortung dieser Frage die aus den dreißiger Jahren stammende Behauptung wieder aufgewärmt, dass alle europäischen Mächte gleichermaßen Schuld am Aus-

13 Zur allgemeinen »crisis-of-self-belief« der westlichen Eliten seit 1918 vgl. Furedi (2014), S. 14–22, 236–243.

14 Ziemann (2014), S. 1; vgl. auch Ringer (1969), S. 248.

15 Ritter (1954b), S. 9.

bruch des Krieges 1914 trügen¹⁶. Üblicherweise ging damit eine Apologie der historischen »Errungenschaften« in der deutschen Staatskunst und im Militärwesen einher, gepaart mit der Kritik am »schändlichen Mißbrauch«¹⁷ nationalkonservativer Traditionen und des »Frontgeistes« seitens der abenteuerlichen, historisch wurzellosen und falschen Führer des »Dritten Reiches«. Im November 1947 beschrieb Ritter beispielsweise dem britischen Historiker George Peabody Gooch, warum er sich gerade in den dreißiger Jahren in einer Studie näher mit Friedrich dem Großen beschäftigt habe: »Mein Buch ist geschrieben als Protest gegen den berühmten Tag von Potsdam, März 1933 [...]. Jeder Satz d[er] Einleitung und der Vorbemerkung ist genau überlegt als Appell an jene »unsichtbare Gemeinschaft von Trägern des echten Frontgeistes im Reiche deutscher Wissenschaft« [...]. Ich dachte dabei an diejenigen Kollegen, die wie ich Teilnehmer des Ersten Weltkrieges gewesen waren, doch noch in der Tradition der alten Preußenarmee steckten und von daher verzweifelt waren über die Verseuchung der neuen Reichswehr durch den Hitlergeist. Es waren Männer wie Kähler, Hartung, Baethgen, Schramm, mit denen ich damals auch in diesem Sinn korrespondiert habe. Wir standen zusammen in der Überzeugung, daß eine weitere Auflösung »des echten Frontgeistes« zum Verderb Deutschlands führen müßte. Was wir unter diesem Frontgeist verstanden[, war] [...] nämlich Bereitschaft zu wortloser Pflichterfüllung ohne Phrase, ohne Selbstverherrlichung und ohne imperialistische Weltherrschaftsansprüche [...]«¹⁸

Auch wenn Ritter hier das »rechte Potsdam« beschwor, war ihm doch völlig klar, dass man in der Welt nach 1945, im Kontext der deutsch-französischen Aussöhnung, der Wiederbewaffnung und des Kalten Krieges über das schwierige Erbe des »Militarismus« nachdenken musste. Mit diesem Problem befasste er sich in der Nachkriegszeit zunehmend. In Bethmann Hollweg, dem deutschen Reichskanzler von 1909 bis 1917, sah er die »tragische«, aber dennoch würdige Verkörperung einer idealen Staatskunst, die für ihn auch im zeitgenössischen, paneuropäischen Kampf »gegen die Gefahr einer neuen totalitären Zwangsherrschaft« von

16 Zum internationalen »revisionist consensus« der späteren zwanziger und der dreißiger Jahre vgl. Mombauer (2002), S. 66, 105 f.

17 Ritter (1946), S. 7.

18 Ritter an Gooch, 27.11.1947, in: Schwabe/Reichardt (1984), S. 444. Das Buch erschien 1936 und wurde von Gooch als apologetische Arbeit kritisiert, »vor allem [wegen] Ritters Rechtfertigung der Verletzung der Neutralität Sachsens durch Preußen im Jahre 1756 und seine[r] Verteidigung der Teilung Polens«; vgl. ebenda, S. 444, Anm. 3; Ritter (1936); Cornelißen (2001), S. 275.

hoher Relevanz blieb¹⁹. Äußere Anlässe hätten Bethmann 1914 zu der Schlussfolgerung gezwungen, dass der Krieg das einzige Mittel sei, um Deutschlands diplomatische Bündnisse und seine kontinentale Stellung zu sichern. Gleichzeitig habe er die Integrationsbestrebungen der SPD zu nutzen versucht, um ein Gegengewicht zu den extremen Militaristen und Alldeutschen zu schaffen. Die deutsche Kriegspolitik sei erst in eine echte Krise geraten, so Ritter im September 1953 in seiner Abschlussrede auf dem Bremer Historikertag, als Ludendorff, »der Urtyp des Militaristen reinsten Wassers«, gegen den Rat von zivilen Beamten 1916/17 die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges erzwungen hatte²⁰. Ritter porträtierte Bethmann als das tragische Opfer einer »verhängnisvollen Verdunkelung der politischen Vernunft durch rein militärtechnische Erwägungen« und des »lebensgefährlichen Übergewicht[s] der Soldaten über die Politiker«²¹. Gleichzeitig habe der Reichstag, der »völlig als Korrektiv eines von Militaristen beherrschten Regierungskurses [...] versagt hat«, den Kanzler im Stich gelassen. Während die Nation nach »nüchterner Staatsvernunft« verlangt habe, sei sie von den Parteien und der Presse mit »aufgeregte[n] Emotionen«²² überschüttet worden.

Ritters Charakterisierung Bethmann Hollwegs als »tragische« Figur enthielt ein Kernnarrativ der nachtotalitären, parlamentarischen Bundesrepublik, in der Soldaten und auf polarisierenden Ideologien gegründete politische Parteien nicht länger dominierten, wenn auch der Staat immer noch mächtig genug war, um die Unterordnung seiner Staatsbürger einzufordern, einschließlich – wo notwendig – der Bereitschaft, mit der Waffe nationale Interessen zu verteidigen. Doch wie sah Ritter Deutschlands Zukunft, vor allem da er die Idee eines nach Osten gerichteten deutschen Sendungsbewusstseins auch nach 1945 nicht aufzugeben bereit war? Diese Frage ist besonders in Hinblick auf Ritters eher enge Definition von »Militarismus« als der staatszerstörenden Tendenz, »politische Fragen militärisch lösen [zu] wollen«, relevant. Diese Definition stand in krassem Widerspruch zum marxistischen Verständnis von »Militarismus« als einem auf Klassen beziehungsweise Klassenkampf basierenden sozialen Phänomen²³.

19 Ritter (1954a), S. 47.

20 Ebenda, S. 44.

21 Ebenda, S. 43 f.

22 Ritter an Erich Eyck, 6.6.1961, in: Schwabe/Reichardt (1984), S. 550.

23 Ritter (1955), S. 278. Zu den konkurrierenden Definitionen von »Militarismus« in der Bundesrepublik und in der DDR nach 1949 vgl. auch Wette (2008), S. 21-33 und Franka Maubachs Beitrag in diesem Band.

Ritter ist zu Recht dafür kritisiert worden, ab Mitte der fünfziger Jahre einen extrem antikommunistischen Standpunkt vertreten und maßgeblich zur Spaltung der Zunft beigetragen zu haben. Er sorgte dafür, dass der Verband der Historiker Deutschlands (VHD) sich weigerte, die im Osten neu entstandene Deutsche Historiker-Gesellschaft (DHG) anzuerkennen oder überhaupt zu Wort kommen zu lassen, woraufhin diese 1958 geschlossen den Trierer Historikertag verließ. Für Ernst Engelberg, den ersten Präsidenten der DHG, war Ritter schlicht ein »Mann der Amerikaner«²⁴. Leo Stern, ebenfalls maßgeblich am Protest in Trier beteiligt, war der Auffassung, der Freiburger Historiker habe sich seit 1953 von einer Symbolfigur des patriotisch-antifaschistischen Widerstands zum Vordenker der »ideologische[n] Gesamtrichtung [...] der westdeutschen Geschichtsschreibung« gewandelt²⁵. So interessierte sich auch das MfS zunehmend für Ritters Aktivitäten, nicht zuletzt weil er die Zulassung einer DDR-Delegation zum XI. Internationalen Historikerkongress in Stockholm (1960) verhinderte. Sein ehemaliger Student Max Steinmetz, seit 1957 Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, wurde im November 1959 unter anderem wegen seiner früheren Verbindung zu Ritter unter dem Decknamen »Bach« als Geheimer Informator (GI) rekrutiert²⁶. Nachdem sich die beiden auf dem Stockholmer Kongress wiederbegegnet waren, zog ein interner MfS-Bericht folgende Schlussfolgerung: »GI ›Bach‹ ist ein Fachmann auf dem Gebiet der Reformationgeschichte und Schüler des bekannten westdeutschen Historikers Gerhard Ritter. Ritter ist einer der Hauptideologen des westdeutschen Militarismus [...], der Wert bei GI ›Bach‹ [liegt] darin, daß er durch seine nazistische Vergangenheit, seine umfangreichen Verbindungen nach Westdeutschland und dem kapitalistischen Ausland als Schüler von Ritter eine gute Aufklärungsarbeit leisten kann [...]. Ohne Hemmungen gibt er uns gute Hinweise über Personen, die Gegner unserer Entwicklung sind, besonders über solche, die heute in W[est] D[eu]tschland eine besonders gefährliche Rolle gegen uns spielen [...].«²⁷

24 Kowalczyk (1997), S. 260.

25 Stern (1959), S. 5; vgl. auch ders. (1952), S. 47 f.

26 Steinmetz promovierte bei Ritter 1939 mit einer Dissertation über *Die Politik der Kurpfalz unter Ludwig V. (1508-44)*. Später, als führender Reformationshistoriker in der DDR, wurde er »einer der schärfsten Kritiker seines akademischen Lehrers«; vgl. Mertens (2006), S. 580; Cornelißen (2001), S. 168.

27 Einschätzung und Perspektive GI »Bach«, Kreisdienststelle Jena, 7.9.1960, in: Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehema-

Seit Beginn der sechziger Jahre verunglimpfte die DDR Ritter als tonangebenden Vertreter der westdeutschen »NATO-Historiker«²⁸. Er wurde sogar zum Gegenstand einer Doktorarbeit des Engelberg-Schülers Werner Berthold (*1923) über die *Geschichtsideologie des westdeutschen Imperialismus*²⁹. Man sollte darüber aber nicht vergessen, dass Ritters Reputation im Osten bis in die frühen fünfziger Jahre relativ positiv gewesen war³⁰. Besonders ein Zeitungsartikel, den er im Juni 1951 zum zehnten Jahrestag der »Operation Barbarossa« veröffentlicht hatte, hatte in der DDR eine positive Resonanz gefunden³¹. Obwohl er nur äußerst selten Einladungen zu öffentlichen Auftritten in der DDR annahm³², stand er mit einigen nichtmarxistischen ostdeutschen Historikern im Briefwechsel, darunter Otto Korfes, Karl Griewank, Fritz Hartung und der schon erwähnte Max Steinmetz³³. Im Oktober 1950 konnte er selbst die Archive in Berlin und in der »Ostzone« besuchen³⁴ und korrespondierte darüber in kollegialem Ton mit Korfes, nicht zuletzt, um für seine Doktoranden Zugang zu Beständen in einigen DDR-Archiven zu erwirken³⁵. Er pflegte darüber hinaus auch Kontakte zu einigen Marxisten, wenn er sich auch stets ausgesprochen negativ über jene Kollegen äußerte, die im »Dritten Reich« im kommunistischen Widerstand aktiv gewesen waren wie Walter Markov oder ins sowjetische Exil gegangen waren und dort angeblich Verbindungen zum NKWD gehabt hatten wie der gebürtige Österreicher

ligen Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (BStU), MfS AIM 8391/64. Kurz danach wechselte Steinmetz an die Karl-Marx-Universität Leipzig.

- 28 Siehe z. B. W.M. [Walter Markov?], Wütende NATO-Historiker, in: Neues Deutschland, 1.8.1962. Vgl. auch Cornelißen (2001), S. 640.
- 29 Berthold (1960); vgl. auch Stibbe (2013), S. 319 f.
- 30 Vgl. Cornelißen (2001), S. 639.
- 31 Gerhard Ritter, Hitlers Rußlandkrieg war kein Kreuzzug. Zur 10. Wiederkehr des 22. Juni 1941, in: Braunschweiger Zeitung, 20.6.1951. Dieser Artikel erschien in leicht abgewandelter Form am 22. Juni 1951 in der *Stuttgarter Zeitung* und in anderen westdeutschen Blättern. Zur positiven Rezeption des Artikels in der DDR vgl. Korfes an Ritter, 19.7.1951, in: Bundesarchiv (BA) Koblenz, N 1166/337.
- 32 Eine Ausnahme stellt seine Fahrt im November 1954 nach Halle dar, wo er einen Vortrag über »Luthertum, Humanismus und katholisches Weltbild« hielt, »allerdings [...] auf Einladung der Theologischen Fakultät« der Martin-Luther-Universität; vgl. Kowalczyk (1997), S. 260 f.
- 33 Vgl. z. B. Kaiser (2007).
- 34 Vgl. Ritter (1951a).
- 35 Vgl. den Briefwechsel Korfes/Ritter 1950/51 im Nachlass Ritter, BA Koblenz, N 1166/337.

Leo Stern³⁶. Auf dem Bremer Historikertag 1953, der im Schatten des Aufstands vom 17. Juni und von Adenauers Wahlsieg bei den Bundestagswahlen stand, hielten eine Reihe von marxistischen und nichtmarxistischen Kollegen aus dem Osten Vorträge. Ritter ließ sich bei dieser Gelegenheit mit dem einflussreichen DDR-Historiker (und Weltkriegsveteranen) Alfred Meusel fotografieren³⁷.

Selbst als er sich nach 1953 noch abschätziger über die Historikerzunft der DDR äußerte, war Ritters Kritik nicht ausschließlich antikommunistisch begründet. Gewöhnlich vermied er polemische Angriffe auf ostdeutsche Kollegen in der Öffentlichkeit, da er sich »primär durchaus als Forscher, nicht als Politicus« sah³⁸. Er war gegen eine Anerkennung der DHG, weil er der Meinung war, dass es nur *eine* berufliche Körperschaft für alle deutschen Historiker geben solle³⁹. Ritter unterstützte Adenauers Politik der »Westintegration« vollkommen und sah wenig Sinn in einer Auseinandersetzung mit den Thesen und Prinzipien der als marxistisch deklarierten DDR-Historiographie. Tatsächlich las er auch nur selten marxistische Forschungsliteratur. Seine Auseinandersetzung mit kritischen Narrativen über die deutsche Geschichte, seine »Korrektur der Kritik«⁴⁰, richtete sich vielmehr vorrangig gegen angelsächsische Historiker wie A. J. P. Taylor und Geoffrey Barraclough⁴¹, die beide ausgesprochene Gegner von Adenauers Wiederbewaffnungsplänen waren⁴². Ab 1955 gerieten ihm zunehmend auch westdeutsche Kollegen ins Visier, die er im Verdacht hatte, ausländischen Ideen über einen negativen deutschen Sonderweg anzuhängen, allen voran der Marburger Historiker und Herausgeber der *Historischen Zeitschrift*, Ludwig Dehio, und ab 1962 Fritz Fischer⁴³.

Vor allem wollte Ritter der »Katastrophenstimmung«⁴⁴ der Jahre um 1945 entgegenwirken. Dafür müsse man zukünftige Generationen in der Staatskunst als Kunst der politischen Vernunft ausbilden. Im Sinne dieses Erziehungsauftrages bemühte er sich seit Beginn der sechziger Jahre

36 Kowalczuk (1997), S. 195, 197. Zu Stern vgl. Keßler (2001), S. 260 ff.

37 Vgl. Kowalczuk (1997), S. 198.

38 Ritter an Egmont Zechlin, 28.8.1964, in: BA Koblenz, N 1166/353.

39 Vgl. Ritter an Bernd Nellessen, 29.9.1960, in: Schwabe/Reichardt (1984), S. 539 f.

40 Berg (2004), S. 108.

41 Vgl. Taylor (1946); Barraclough (1946). Vgl. auch Ritter an Ludwig Dehio, 10.1.1951, in: BA Koblenz, N 1166/337; Cornelißen (2001), S. 463-470, 490.

42 Vgl. z. B. Burk (2000), S. 398. Zu Barracloughs Kritik an Adenauer siehe unten.

43 Vgl. Janssen (1984).

44 Ritter an Werner Maibaum, 16.2.1961, in: Schwabe/Reichardt (1984), S. 545.

um eine Neubewertung des Ersten Weltkriegs, die in ein »nüchternes«, aber dennoch inspirierendes Narrativ münden und auch die »positiven und wertvollen Aspekte«⁴⁵ dieses Konfliktes berücksichtigen sollte. Damit versuchte er, zwei seiner Meinung nach verzerrenden Entwicklungen im Nationalgefühl der Deutschen entgegenzutreten: den emotionalen Nachwirkungen des Untergangs des »Dritten Reiches«, dem Gefühl der Niederlage und Demütigung ebenso wie den Ohnmachts- und Verzweiflungsgefühlen, die mit der Teilung Deutschlands im Kalten Krieg entstanden waren. Dagegen wollte Ritter ein voluntaristisches Element in der Geschichtsschreibung zur jüngsten Vergangenheit verankert wissen. Zur Aufgabe eines »positiven« Narrativs über den Ersten Weltkrieg schrieb er dementsprechend am Ende des zweiten Bandes seiner Studie über *Das Problem des »Militarismus« in Deutschland* (1960): »Es genügt uns nicht mehr, den Ausbruch des Ersten Weltkrieges einfach als unabwendbares Fatum, als naturnotwendiges Ergebnis machtpolitischer Spannungsverhältnisse und nationaler Interessengegensätze im Zeitalter des Imperialismus zu begreifen. Inmitten der großen Schicksalsmächte, welche die Menschheit in ihrem Bann und Zwang halten, bleibt doch immer noch [...] eine Sphäre der Entscheidungsfreiheit für den verantwortlichen Staatsmann, für die politische Vernunft. Wir müßten an der Zukunft der Menschheit verzweifeln, wenn es nicht so wäre.«⁴⁶

Noch deutlicher wurde er in den Bänden 3 und 4, die 1964 beziehungsweise 1968 erschienen. Sie wurden nach dem Beginn der Fischer-Kontroverse fertiggestellt und teilen die Geschichte des Ersten Weltkriegs in zwei chronologisch deutlich voneinander getrennte Teile: die *Tragödie der Staatskunst* unter Bethmann Hollweg (1914-17, Band 3) sowie die *Herrschaft des deutschen Militarismus und die Katastrophe von 1918* (Band 4), geradeso, als handle es sich hier um zwei verschiedene Kriege mit zwei möglichen Ausgängen: einem »positiven« Ausgang, bei dem »staatsvernünftliche« Führung eine Niederlage hätte vermeiden können, und einem »negativen« Ausgang, bei dem ein Mangel »staatsvernünftlicher« Führung die Katastrophe herbeigeführt hatte⁴⁷. Hinter der bemüht nüchternen Rhetorik verbarg sich Ritters eigene fragmentierte Weltkriegserfahrung vom idealistischen Patriotismus der Jahre 1914 und 1915 über den Schrecken des maschinellen Massenabschlachtens an der Westfront von 1916/17 bis hin zur ihm völlig unbegreiflichen deutschen

45 Janssen (1984), S. 293 [Übersetzung M. S.].

46 Ritter (1960), S. 343.

47 Ritter (1964); ders. (1968).

Niederlage 1918. Diese Erfahrungen und ihre Deutung wurden im Laufe der Zeit durch weitere Kriege und Konflikte sowie die wissenschaftliche Auseinandersetzung darüber immer wieder irritiert – nicht zuletzt in Ritters letztem und aus seiner Sicht katastrophalen Disput mit dem Hamburger Historiker Fritz Fischer.

»Kontinuität des Irrtums« über 1945 hinaus:
Fritz Fischers »Griff nach der Weltmacht«

Gerhard Ritter sah sich selbst als Vertreter einer »disziplinierten«, bildungsbürgerlichen und akademischen Elite, die im Weltkrieg gekämpft hatte und ihre althergebrachten, staatstragenden und »apolitischen« Traditionen sowie ihren Status angesichts des Niedergangs der deutschen »Mandarin-Kultur« bewahren wollte⁴⁸. Fritz Fischer auf der anderen Seite gehörte zur »überflüssigen Generation« (Detlev J. K. Peukert) derer, die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geboren worden waren und aufgrund ihres jungen Alters im Ersten Weltkrieg keinen Kriegsdienst geleistet hatten. Sie wuchsen in die Weimarer Republik hinein und damit in eine Zeit, in der eine wachsende Zahl von Universitätsabgängern mit einer besonders nach 1929 dramatisch zunehmenden Massenarbeitslosigkeit konfrontiert war⁴⁹. Ein wenig unglücklich überschneidet sich diese Generation mit der »Generation des Unbedingten« beziehungsweise der »Kriegsjugendgeneration« oder auch »Generation der Sachlichkeit«, die später die Funktionselitens des Nationalsozialismus stellte und zur Planung und Durchführung des Holocaust maßgebliches beitrug⁵⁰. Fischer tendierte während des »Dritten Reiches« selbst teilweise zum Nationalsozialismus. 1933 trat er der SA bei, 1937 der NSDAP. 1934 sympathisierte er mit den Versuchen der Deutschen Christen, die protestantische Kirche zu nazifizieren, und 1939 erhielt er ein Stipendium von Walter Franks Reichsinstitut für Geschichte des Neuen Deutschlands⁵¹. Diese »Anpassung« an und »Überschneidung mit NS-Positionen«⁵² spiegelte einerseits seine Entfremdung von der nationalkonservativen Zunft wi-

48 Vgl. Ringer (1969), S. 253 f.

49 Vgl. Peukert (1986), S. 145-148.

50 Vgl. Wildt (2002); Herbert (2001); ders. (1991). Zum Generationenbegriff vgl. auch Jureit (2005); dies. (2006).

51 Vgl. z. B. Große Kracht (2003); Olpen (2010). Rainer Nicolaysen ist eher skeptisch in Bezug auf die von Fischer behauptete vermeintliche »Anpassung an die nationalsozialistische Ideologie«; vgl. Nicolaysen (2011), S. 212.

52 Olpen (2010), S. 107.

der⁵³. Andererseits knüpfte er damit an seinen jugendlichen Enthusiasmus für die völkische Studentenbewegung während der zwanziger Jahre an. Trotz der intensiven Auseinandersetzung mit Fischers Biographie in den letzten Jahren ist aber kaum bekannt, dass er das Ende des »Dritten Reiches« als Wehrmachtssoldat in amerikanischer Kriegsgefangenschaft (1945-47) erlebte und welche Rolle diese Erfahrungen in seiner späteren wissenschaftlichen Arbeit spielten.

Als Fischer im Dezember 1942 im Alter von 34 Jahren auf einen Lehrstuhl an der Universität Hamburg berufen wurde, musste er seine akademische Tätigkeit auf unbestimmte Zeit ruhen lassen. Bis April 1945 diente er in der Luftverteidigung, zunächst als Flakoffizier in Bremen, dann ab Januar 1944 in anderen Teilen der »Heimatkriegsgebiete«⁵⁴. Soweit wir es aus überlieferten Quellen rekonstruieren können, blieb er bis 1945 ein Befürworter des Krieges. Wie beispielsweise ein Tagebucheintrag vom Januar 1943 zeigt, war er vor allem der Auffassung, dass das deutsche Volk weiterkämpfen müsse, um eine Wiederholung der Demütigung von 1918 zu vermeiden, als die Heimatfront angeblich ihren Kampfeswillen verloren und damit der Armee einen »Dolch« in den Rücken gestoßen hatte. Er glaubte, »daß derjenige Besiegter ist, der sich besiegt glaubt, und daß derjenige Sieger ist, der an sich als den Sieger glaubt«⁵⁵. Implizit kritisierte er hier die »leblose« politische und geistige Führung im Kaiserreich, die es versäumt habe, eine sozusagen organische Verbindung zwischen Volk und Staat herzustellen. Dies stand diametral im Gegensatz zu Ritters Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und zu dessen Erwartungen ab 1943, die ihn dazu brachten, den modernen Krieg als technisches Massenmorden zu kritisieren und das auf den unerreichbaren Endsieg ausgerichtete Primat des Militärischen als staatszerstörend abzulehnen. Trotz seiner nationalkonservativen Orientierung und seiner »wörtlich ›bis aufs Messer‹ geführten Kampfeinsätze an der Westfront während des Ersten Weltkriegs«⁵⁶ hing Ritter nie der »Dolchstoß-

53 Diese Argumentation findet sich bei Petzold (2010), S. 67ff. Noch 1985 äußerte sich Fischer abschätzig über »diese schlohweißhaarigen, ungemein hochmütig-unbelehrbaren Geheimräte«, die während seiner Jugend die Lehre in den deutschen Universitäten monopolisiert hätten. Zitiert nach ebenda, S. 78.

54 Fritz Fischer, Aufzeichnungen aus der Kriegsgefangenschaft – Request to be Questioned. Nomination of Witnesses, in: BA Koblenz, N 1422/133. Vgl. auch Nicolaysen (2011), S. 208.

55 Petzold (2010), S. 80.

56 Cornelißen (2001), S. 464.

legende« an und weigerte sich, den Sozialdemokraten allein die Verantwortung für die Novemberrevolution zuzuschieben⁵⁷.

Für Fischer endete der Zweite Weltkrieg im April 1945 in der Nähe von Jena, wo er von amerikanischen Truppen gefangen genommen wurde. Nicht nur die Jugendlichen der »Flakhelfer-Generation«, sondern auch Männer mittleren Alters wie Fischer trafen die Auswirkungen einer extremen und massenhaften Gewalterfahrung während des Zusammenbrechens der deutschen Heimatfront 1944/45⁵⁸. Fischers Erinnerungen an diese Zeit waren geprägt vom Schock der miterlebten mächtigen »Luftüberlegenheit« der Briten und Amerikaner und der damit einhergehenden Zerstörungen in vielen Städten⁵⁹. Zwei Wochen lang mussten er und seine Mitgefangenen unter freiem Himmel schlafen, bis sie in Güterzügen zu einem Kriegsgefangenenlager nach Frankreich gebracht wurden. Anfang 1946 verhaftete ihn die amerikanische Militärpolizei aufgrund einer zweifachen Namensgleichheit: zum einen mit dem »Kommandant[en] eines Fliegerhorstes, [der] in der Nähe von Lyon [...] einen Bürgermeister [...] verhaften und erschießen lassen« haben sollte, und zum zweiten mit dem SS-Arzt Fritz Fischer, der wegen Menschenexperimenten an Konzentrationslagerhäftlingen gesucht wurde⁶⁰. Bis Februar 1947 war er mit anderen wirklichen und mutmaßlichen SS-Verbrechern in Dachau und Nürnberg inhaftiert⁶¹. In der Gefangenschaft veränderten sich Fischers Auffassungen über die deutsche Geschichte radikal. Wie viele deutsche Soldaten erfuhr er die Gefangennahme als »einen Moment nachhaltiger Desillusionierung«, in dem »alles, was man bisher für wahr gehalten hatte«, plötzlich nichts mehr galt⁶².

57 Vgl. Ritter (1955), S. 277: »Goerdeler lehnt es ab, einseitig die Linke für die Revolution von 1918 verantwortlich zu machen; auch die Rechte habe ihren Schuldanteil, weil sie viel zu lange ›Überforderungen‹ vertrat. Und von einem ›Dolchstoß‹ in den Rücken der Armee will er gar nichts wissen, da ›nach menschlichem Ermessen die Niederlage unabwendbar war.«

58 Vgl. Fulbrook (2011), S. 295.

59 Fritz Fischer, Eindrücke und Erfahrungen als Kriegsgefangener der Amerikanischen Armee in Frankreich, o. D. [1979?], in: BA Koblenz, N 1422/22.

60 Olpen (2010), S. 93 f. Der SS-Sturmbannführer und Arzt Fritz Fischer (1912–2003) wurde schließlich während der Nürnberger Ärzte-Prozesse 1946/47 wegen Kriegsverbrechen (Menschenversuchen im KZ Ravensbrück) zu lebenslanger Haft verurteilt, aber schon 1954 entlassen. Vgl. Schmidt (2007), S. 328, 383.

61 Vgl. Fischer, Eindrücke (Anm. 59); Jarausch (2003), S. 23.

62 Applebaum (2012), S. 17 f. [Übersetzung M. S.]. Zu deutschen Reaktionen auf den Zusammenbruch von 1945 vgl. auch Bessel (2009).

Fischer machte sich in der Gefangenschaft in Frankreich und Deutschland Notizen für wissenschaftliche Vorlesungen, die zeigen, wie sich seine Vorstellungen über zukünftige Forschungsprojekte veränderten. Die mit Bleistift verfassten Entwürfe finden sich in seinem Nachlass. Fischer konzipierte in jenen Monaten Vorlesungen zur »Geschichte der deutschen Parteien in der Revolution von 1848«, zu den »Ursachen des Zusammenbruchs 1918«, zum Thema »Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation im 18. Jahrhundert« und zum »Zusammenhang von Religion und Politik«⁶³. Eine zweiseitige Notiz vom 14. September 1946 mit dem Titel *Historische Probleme als Aufgaben* sticht aber besonders heraus. Er skizzierte darin ein Vorhaben zur Untersuchung der Geschichte Deutschlands seit 1890. Im Mittelpunkt sollte der Erste Weltkrieg stehen, und Fischer wollte sich mit seinem Vorhaben in fundierter Weise sowohl von seinen eigenen früheren nationalsozialistischen Auffassungen als auch von der »konservativen Idealisierung«⁶⁴ Preußens durch Vertreter der »Frontgeneration« wie Ritter distanzieren. Um dies zu realisieren, plante er eine systematische Analyse der Entscheidungsträger und Interessenlagen vor 1914.

Darüber hinaus dachte er über die Rolle jener Historiker nach, die als Angehörige der »Frontgeneration« der sogenannten Dolchstoßlegende und den Großmachtillusionen, die nach 1918 weiterbestanden hatten, nicht entschieden genug widersprochen oder diese sogar selbst vertreten hatten. Ihre Obsession, das alte Reich gegen Artikel 231 des Versailler Vertrages zu verteidigen, habe eine kritische Auseinandersetzung mit den Ursachen des Ersten Weltkriegs verhindert. Und diese Verweigerung einer echten Ursachenanalyse habe wiederum in engem Zusammenhang mit der Ablehnung der Weimarer Republik gestanden. Nach Fischers Gefangenschaftsnotizen hatte diese Sichtweise eine »erneute falsche Einstellung zu u[nd] Unterschätzung der USA« sowohl vor als auch nach 1933 zur Folge gehabt⁶⁵. Als ehemaliger Wehrmachtssoldat dachte Fischer intensiv über seine Erfahrung der Niederlage nach. Offenbar war er beeindruckt von der Überlegenheit der amerikanischen Truppen und hielt »die Organisation, [den] Zusammenhalt, die Nachrichtenmittel, die Ausstat-

63 Fritz Fischer, Aufzeichnungen aus der Kriegesgefangenschaft, in: BA Koblenz, N 1422/133. Am 15.1.1946 schickte er eine Liste von Vorlesungen mit ähnlichen Titeln an die Philosophische Fakultät der Universität Hamburg; vgl. Olpen (2010), S. 93.

64 Petzold (2010), S. 81 [Übersetzung M. S.].

65 Fritz Fischer, *Historische Probleme als Aufgaben*, 14.9.1946, in: BA Koblenz, N 1422/133.

